Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

38 Leipzig, den 23. September **1897**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das große Abendmahl — Ritschl und seine Schule. Zweite Hälfte — Wie eine evangelische Stadt unkirchlich — Die neunte Kontinentale Missionskonferenz. Zweite Hälfte — Das Evangelium in Italien. Erste Hälfte — Moderne und München 1897: 1 — Bücher und Schriften: Karl Reinthaler — Zur Beachtung — Anzeigen

Das große Abendmahl

Luk. 14, 16–24

Ein Mahl ist ein Höhepunkt des Lebens, eine frohe Ver-ng nach harter Arbeit, eine Sammlung zu weiterm n. Ein Mahl ist nicht Selbstzweck, sondern will die l gewähren zur weitern Entfaltung der Persönlichkeit. Leben ist das Ziel, nicht das Essen. So auch im Reiche s. Darum kann sich das Gleichnis vom großen Abend- nicht auf die endliche Vollendung der Pläne Gottes en — das wäre doch gar sinnlich dargestellt —, sondern net einen Vergleich mit einem besondern Zeitpunkte inner- der Entwicklung auf das Ziel, eine Erquickungszeit, die ärts weist auf eine neue Kraftentfaltung der Sache Gottes, a auch ein Mahl eine Erquickung ist, aber nicht der letzte des Daseins.

Solche Erquickungszeiten sind nicht allewege, auch im Reiche s nicht. Sie bedürfen der Vorbereitungen wie ein Gast-, das zuerst berechnet und gerichtet sein will, ehe man kann: Jetzt ists fertig zum Niedersetzen. Vorher ladet ein, und die Hoffnung, die die Einladung erweckt, muß ür lange die Erquickung der Geladnen sein. Zur Stunde Mahles aber kommt noch ein besondrer Ehrenbote mit der ung: Kommt, jetzt ist alles bereit. So ists heute noch Osten üblich, etwa bei Hochzeitsmählern, so scheint es auch esu Zeiten gewesen zu sein.

Demnach muß es auch im Reiche Gottes Zeiten geben, in n man nur die Einladung hat, die einem Recht und An-schaft auf große Erquickung und Erlösung giebt. An der en Einladung kann sich ein Mensch schon innerlich auf-en, aller Not gegenüber, während zum öffentlichen Mahle im Unsichtbaren die Vorbereitungen getroffen werden. solchen Zeiten muß der Mensch seinem Acker nachgehen und r Wirtschaft, seinem Geschäfte leben und seiner Familie. kann doch nicht auf die bloße Einladung hin die Hände in Schoß legen und sich ausschließlich an der Hoffnung icken wollen, seine Geschäfte aber ruhen lassen. Er muß h arbeiten und hantiren, nur wird die große Hoffnung Arbeit verklären und ihr nächst dem irdischen unvermerkt ein ewiges Ziel geben.

In solchen Zeiten, in denen es nur die Einladung , haben Millionen von Menschen gelebt. Solche waren B. die Erzväter, die ihr Leben damit zubrachten, nach n Schafen zu sehen und ihren Familien zu leben. Dabei erschied sich aber ihr Leben von dem aller andern Herden-ter durch den Ewigkeitsglanz der großen Einladung und heißung, die ihnen in Abraham geworden war. So könnte) dein Leben unbeschadet verlaufen. Ueber allen deinen chäften und Familienangelegenheiten könnte der Ewigkeits-ch des Bewußtseins liegen: Und ich bin doch eingeladen großer Erquickung, wenn sie auch vorläufig noch vorbereitet d. Daraufhin könntest du auch getrost sterben „im Glauben.“

Dann aber kommen auch Zeiten, in denen es heißt: Jetzt ist alles bereit, jetzt kommet. Dann gilts, daß du dich aufmachst und nicht etwa auf den Acker gehst oder Kaufbriefe schreibst, Ochsen und Weibern nachläufst. Da heißt es dann: Alles liegen lassen und den neuen Aufträgen Folge leisten. Das mußte Moses thun, als er in der Wüste vierzig Jahre die Schafe gehütet hatte, das mußte ganz Israel thun, als es die Fleischtöpfe stehen ließ und den neuen Aufgaben Gottes gehorsam wurde. Das sind Zeiten der Offenbarung Gottes, die zur Erquickung dienen und ganz neues Werden vorbereiten. Sie beginnen wohl mit herbem Verzicht, aber sie vergüten ihn überreich.

Eine solche Zeit war auch die Zeit Jesu. Die Geschichte vom großen Abendmahl ist ein Stück seiner Lebensgeschichte. Es war „sein“ Abendmahl, das der Geladnen keiner schmecken sollte, weil sie allerlei Entschuldigungen hatten, die im Bereiche ihrer Lebensbehaglichkeit und Geschäftigkeit lagen. Die Einladung war reichlich da. Einladungen wurden auch damals noch auf alle Sabbather gepredigt. Es mögen wahre Predigtfluten über das damalige Israel geflossen sein, die alle einluden für Gott. Aber die Predigten waren wunderlicherweise Selbstzweck geworden, ihr Anhören an sich schon eine andächtige, selbstgenugsame Religionsübung. Als es dann hieß: Kommet, nun ist alles bereit! war man darob höchlichst verwundert, daß das geistliche Wesen so zudringlich das praktische Leben beanspruchte, das doch dem Acker, dem Vieh, dem Weibe allein aufbehalten schien, und es hieß: Ich bitte dich, entschuldige mich. Die Jünger, die ihre Boote und Netze und Familien verließen, nahmen teil an der Erquickungszeit Jesu; der reiche Jüngling, der seine Güter, die Pharisäer und Sadduzäer, die ihre Religionssysteme nicht hergeben wollten, schlossen sich selbst aus: Ich bitte dich, entschuldige mich.

Da ward der Hausherr zornig. Es giebt auch keinen größern Schimpf und Verdruß, als wenn Einladungen nicht Folge geleistet wird um Nichtiges. Ein Mahl ist der Ausdruck der Freundlichkeit, die Frucht der Arbeit, die Ehre des Hauses. Ein Mahl nicht besuchen heißt ein Haus verachten. Wie beantwortet das der Hausherr? O, er bedarf der geladnen Gäste gar nicht. Er holt seine Gäste erstlich von den Straßen der Stadt und zweitens von den Zäunen der Landstraßen in zwei Einladungen plötzlicher Entschließung. Statt das Haus grollend zu verschließen, erweitert er es ungeahnt groß. Er beantwortet den Schimpf mit größter Liebe, freilich nicht an den Geladnen, sondern an Ungeladnen. Die Erquickung bleibt bestehen, nur schlägt sie neue Bahnen ein, ja sie hält mehr, als die Einladung versprach, nur für andre Leute.

Das ist auch ein Stück Lebensgeschichte Jesu. Als die eigentlich Geladnen nicht kamen, sandte er seine Jünger in die Städte und Märkte Israels und rief zu sich das liebe Elend in Gestalt der Mühseligen und Beladnen. Später sandte er seine Apostel gar auf der Heiden Straße, „in alle Welt,“ an die Landstraßen und Zäune. Aber die Geladnen hattens ver-

paßt. Das Vorwärts und die Erquickung, die jene Zeit darbot, durften sie nicht mit erreichen und genießen. Auch das Israel der Wüstenwanderung kam nicht ins gelobte Land, sondern verdarb in der Wüste, aber das gelobte Land wurde trotzdem besetzt.

Das Gleichnis vom großen Abendmahle enthält ein Gesetz des Reiches Gottes. Es will in besondern Zeiten der Erquickung durch besonders vorgesehne Menschen zur Geltung kommen. Versagen diese im rechten Moment, so werden Fernerliegende herangezogen und mit Herrlichkeit und Erquickung erfüllt. Gelingt es aber auch dann nicht, diese wirklich vorwärts zu reißen in das neue Leben des Seins mit Gott, so geht wohl die Erquickungszeit scheinbar folgenlos vorüber, aber es folgen neue Vorbereitungen im Unsichtbaren, während deren nur eingeladen wird, bis dann endlich wieder einmal ein neuer, aber größerer Anstoß erfolgt, der alles früher Gebotne weit überholt, und es abermals heißt, wenn auch nach irdisch langer Zeit: Kommet, es ist alles bereit. So wars immer in der heiligen Geschichte. Muß bei solchem unerschöpflichen Reichtum nicht endlich der Zeitpunkt eintreten, da es wirklich gelingt, alle Welt der Herrlichkeit Gottes vollwerden zu lassen?

Aber du, sei schnell zur Hand, wenn Neues fertig ist, und erquicke dich nicht an erbaulichen Einladungen. Sonst könnten sie von den Straßen und Zäunen hereinkommen, ehe du mit deiner Erbauung fertig bist — und du bliebest draußen.

Lhotzky

Ritschl und seine Schule

Gustav Ecke, Die theologische Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart. 1. Band: Die theologische Schule Albrecht Ritschls. Berlin, Reuther und Reichard, 1897

Zweite Hälfte

5

In dem zweiten Kapitel erörtert der Verfasser „fremdartige Elemente in Ritschls Theologie.“ Ich halte diese Unterscheidung für glücklich gewählt und fruchtbar. Sie enthält als Voraussetzung die Anerkennung, daß die Theologie Ritschls im ganzen, d. h. in den Motiven und Zielen, wirklich eine einheitliche ist, und sie ist auch dann berechtigt, wenn sich ergeben sollte, daß in den „fremdartigen Elementen“ vorzügliche Elemente stecken. Der Verfasser ist freilich der Meinung, daß sie sämtlich minderwertig, ja häretisch oder doch bedenklich sind. Auf diese Kontroverse ausführlich einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sieben Gedankenreihen werden uns vom Verfasser als solche bezeichnet, die Ritschl hätte ausschließen müssen, statt sie aufzunehmen.

Die erste ist jener Versuch, den christlichen Gedanken von Gott als wissenschaftlich notwendig nachzuweisen, den Ritschl in der ersten Auflage unternommen, dann aber selbst zurückgestellt hat. Die zweite sind gewisse Ausführungen über die Persönlichkeit Gottes, die aus spekulativen Erwägungen unter Anlehnung an Lotze fließen. Als fremdartige Elemente werden drittens die erkenntnistheoretischen Aufstellungen betrachtet, die zum Teil Kant, zum Teil ebenfalls Lotze entlehnt sind. Besondres Gewicht aber legt Ecke viertens darauf, daß Ritschl in entschiedner Abweichung von seinen eignen offenbarungsgläubigen Voraussetzungen den biblischen Begriff des Zorns Gottes nicht gelten lasse, beziehungsweise umdeute, sich sträube, Gottes Wesen in die geschichtliche Entwicklung hineinzuziehen und Gott wechselnden Stimmungen zu unterwerfen. Hiermit habe er die „supranaturale Zurückhaltung gegenüber der metaphysischen Spekulation“ verleugnet, die ihn sonst von dem Rationalismus unterscheide. Hier hat der Verfasser meines Erachtens in der That einen Punkt getroffen, in dem sich die Unhaltbarkeit des „reinen biblischen Offenbarungsglaubens,“ wie ihn Ritschl proklamirt hat, erweist; allein Ritschl hat stets eine Bedingung mit in den Ansatz gestellt, die er freilich nicht deutlich genug geltend gemacht hat — nämlich die der Einheitlichkeit und Widerspruchslosigkeit der zu gewinnenden Vorstellungen, aus der sich die Zurückstellung der niedern und un-

gefügen, beziehungsweise ihre Verweisung aus dem Be[...] theoretischer Vorstellungen von selbst ergiebt. Biblizist [...] strengen Sinne des Worts ist er nicht gewesen, sondern er su[...] das Neue Testament durch das Neue Testament zu kritisiren [...] abzustufen. Ob er dann noch ein Recht hatte, so souverän [...] siegesgewiß seinen theologischen Standpunkt von dem kriti[...] Biedermanns und Anderer abzugrenzen, ist eine Fr[...] die ich nicht bejahen möchte. Andrerseits vermag ich nicht [...] zusehen, daß eine „dualistische“ Betrachtung oder eine [...] Auffassung entstehen soll, wenn der „Zorn Gottes“ als [...] Gott verhängte Strafempfindung des Sünders aufgefaßt w[...] als das Gesetz Gottes über den Sünder. Getraut sich [...] wirklich, alles das in die Gotteslehre im strengen Sinne [...] Worts aufzunehmen, was in der heiligen Schrift über [...] zornigen Gott zu lesen steht? Umgekehrt aber — beha[...] diese Stellen nicht ihren Wert als notwendige Aussagen [...] sündigenden Menschen über Gott?

Zu den fremdartigen Elementen in Ritschls Theol[...] rechnet der Verfasser fünftens gewisse christologische Ausführun[...] nämlich alle diejenigen, in denen Ritschl die Gläubigen an [...] Prädikaten Christi teil haben läßt. Doch hat der Verfa[...] diesen Punkt, an dem Ritschl nicht einmal den Bibelbuchsta[...] überall gegen sich hat, so kurz — eigentlich nur mit Befremden [...] behandelt, daß er hier auf sich beruhen kann.

Am ausführlichsten sucht Ecke Ritschls Zurückhaltung [...] Bezug auf die Frage nach der persönlichen Gemeinschaft [...] Gläubigen mit Christus als dem erhöhten Herrn der Gemei[...] und seine eigentümlichen Ausführungen über den heiligen G[...] als fremdartig nachzuweisen. Dort scheint er mir zu überse[...] daß Ritschl die Religionslehre allgemeingiltig ausbil[...] wollte — ob das möglich ist, ist eine andre Frage; [...] Ritschl hat jedenfalls vieles nicht nur gelten lassen, sond[...] anerkannt, was er doch von dem „System“ fern hielt —; [...] wird man dem Verfasser in weitesten Kreisen einräumen, [...] Ritschls Darlegungen unbefriedigend und, auch von sei[...] eignen Prämissen aus, überraschend dürftig gewesen sind. [...] Kanon aber, den der Verfasser am Schluß dieses Kapit[...] geltend macht: „Alle Aussprüche Ritschls, die den supranatura[...] Grundüberzeugungen im Wege stehen, müssen als widerspruc[...] volle und fremdartige Elemente in seinem System angese[...] und dementsprechend beseitigt werden,“ möchte ich ihm nicht [...] streiten, das heißt: Ritschl selbst hat ihm das Recht gegeben, [...] zu folgern. Allein Ritschls biblischer Standpunkt war nicht [...] klärt — hier war seine Achillesferse —, und darum ist es [...] nicht richtig, alles das als „fremdartig“ zu bezeichnen, w[...] sich dem Biblizismus nicht fügt. Ritschl war heterodoxer, [...] es nach dem proklamirten Ausgangspunkt seiner Theologie d[...] Anschein hat. In den Ausführungen hat er darüber kein[...] Zweifel gelassen.

6

Der Verfasser unterbricht in dem umfangreichen dritt[...] Kapitel die Darstellung und Kritik der Ritschlschen Theolog[...] um eine ausführliche Schilderung der Entstehung und des En[...] wicklungsgangs der Ritschlschen Schule zu geben (S. 67—13[...] Er unterscheidet drei Abschnitte, deren Grenzen die Jahre 18[...] und 1889 bilden. Die Gelehrten, deren Auftreten und Eige[...] tümlichkeit er schildert, stehen mir fast sämtlich zu nahe, als d[...] ich es unternehmen dürfte, über diesen Abschnitt zu berichte[...] Soviel aber sei gesagt, daß der Verfasser auch hier ledigl[...] von der Absicht geleitet ist, der Wahrheit zu dienen und Ve[...] ständnis zu erwecken. Was mich selbst anlangt, so ist das, w[...] der Verfasser über mein Verhältnis zu Ritschl bemerkt, näm[...] über meine von Ritschl abweichende Stellung zum Neu[...] Testament und über die Erweiterung des religionsgeschichtlich[...] und deshalb auch des systematischen Feldes, richtig. Auch hal[...] ich die scharfe Antithese gegen die katholische Frömmigkeit u[...] Ritschls Versuch, die evangelisch-protestantische Frömmigke[...] exklusiv gegenüber der katholischen zu formuliren, in der v[...] Ritschl gegebnen Form nicht für haltbar. Eben deshalb te[...] ich auch nicht seine Beurteilung des evangelischen Pietismu[...] finde sie vielmehr einseitig, eng und parteiisch, ohne zu ve[...] kennen, daß Ritschl in dem, was er als „christliche Vo[...]

nheit" formulirt, den Nagel auf den Kopf getroffen Aber diese „christliche Vollkommenheit" läßt eine Reihe lementen zu, ja fordert sie, die Ritschl als „pietistische" rfen hat. Dagegen muß ich es ablehnen, „in zielbewußter " den Apostolikumstreit heraufgeführt zu haben. Ich mich nicht vor dem Kampf, auch nicht vor dem kirchen-chen; aber Niemand ist durch den Apostolikumstreit mehr ischt worden als ich selber. Nach allem, was ich bereits ntlicht hatte, konnte ich nicht ahnen, daß eine wohl ne und maßvolle Kritik des Apostolikums, über die md sich wundern durfte, der meine Schriften kannte, als zeichen in der Kirche aufgepflanzt werden würde. Es wäre chwerlich geschehen, wenn nicht die kirchenpolitische Lage — nung des Schulgesetzes — der von Herrn von Hammer-geleiteten Partei einen Kampf gegen den „Liberalismus" ffner Szene damals wünschenswert gemacht hätte. Dazu es mir vergolten werden, daß ich überhaupt nach Berlin men war. Endlich, ich selbst war auf dem Berliner ein Neuling und wußte nicht, auf welcher negativen ich in den Augen meiner Gegner stand, und wie meine erungen belauert wurden. Wenn ich eine „zielbewußte n" hätte unternehmen wollen, so wäre ich nicht so unvor- und so geschmacklos gewesen, bei der Lehre von der rt aus der Jungfrau einzusetzen, über die auf dem Markte reiten anstößig und häßlich ist. Auch die Behauptung muß ich zurückweisen, ich hätte wiederholt durch unvor-ge Formulirungen den Gegensatz zu meinen kirchlichen ern verschärft. Formulirungen, die in ihren Grenzen be-et sein wollten, wurden vom Reichsboten und andern ern zu „Pronunciamentos" gestempelt, in denen ich an-h den ganzen christlichen Glauben hätte aussprechen wollen. habe zu diesen aus Unkenntnis und Furcht gebornen, r neuen Angriffen bisher stets geschwiegen. Einem so ngswerten Gegner wie dem Verfasser gegenüber fühle ich aber verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß meine theologische iftstellerei so umfangreich ist, daß ich es mir verbitten darf, einzelnen Sätzen, die aus einem Vortrage herausgerissen en, auf Soll und Haben beurteilt zu werden. Wir wollen theologischen Kämpfe doch nicht auf der Stufe der Jour-tik führen, wo nur das gilt, was gestern gesagt worden ür die keine Bücher existiren, sondern nur Vorträge und prüche, „aus denen sich etwas machen läßt." Eben weil Verfasser diesen Krebsschaden kennt und an seinem Teile h und mit Erfolg bemüht gewesen ist, ihn auszuschneiden, ich ihn bitten, sich noch energischer aus den Schlingen der lichen Tagesmeinungen zu befreien. Ueber unser aller pten schwebt diese unheimliche Macht:

> Mich ängstet das Verfängliche
> Im widrigen Geschwätz,
> Und mich befällt das bängliche,
> Das grau gestrickte Netz.

7

In dem vierten Kapitel (S. 131—241) und dem fünften, den Schluß (S. 242—318) bildet, liegt der Schwerpunkt Buches. In jenem untersucht der Verfasser „den Wahr-gehalt der Ritschlschen Theologie." Es ist wirklich eine liche That des Verfassers, daß er in ausführlicher Dar-ng seinen Gesinnungsgenossen einmal vorgeführt hat, was Ritschl verdanken. Was man Gottschick, Herrmann und an nicht glauben wollte, wird man vielleicht dem Prediger evangelischen Diakonissenhause in Bremen einräumen. In großen Abschnitten legt Ecke den „Wahrheitsgehalt der chlschen Theologie" dar. Er handelt erstlich von der Be-ung der neuen Methode für die wissenschaftliche Behandlung Glaubenslehre, sodann von der „erfolgreichen Bekämpfung spekulativen Rationalismus" durch Ritschl, endlich — und ist das hellste Zeugnis für die Einsicht des Verfassers — Ritschls berechtigter Kritik ungesunder Frömmigkeit.

Es würde zu tief in theologische Fragen führen, wollte ich ein kritisches Referat geben über die Gedankenreihen, in n Ecke eine entscheidende Förderung der Behandlung der

Glaubenslehre bei Ritschl erkennt. Die Art, wie Ritschl die Größen Jesus Christus, Sündenvergebung, Gemeinde als Ausgangspunkte verwertet, wird vom Verfasser anerkannt und als ein Fortschritt geschätzt. Wenn er aber (S. 147) bemerkt, es müsse das Charisma dieser theologischen Richtung für die Lösung der apologetischen Aufgaben der christlichen Gemeinde anerkannt werden, so fürchte ich, daß die Geschichte der Gegenwart und Zukunft ihm nicht recht geben wird. Ritschl hat seine Theologie „vom Standpunkt der Gemeinde" entworfen und deshalb eine große Anzahl entscheidender Vorfragen einfach zur Seite geschoben. Wer sich von ihm in die Theologie einführen läßt, der wird — namentlich wenn er sich schon Jahrelang mit der Apologetik abgemüht hat — zunächst gewiß den befreienden Eindruck erhalten, daß er einer Fülle lastender Fragen nun glücklich entronnen ist und sich in einem eignen Hause heimisch machen darf. Aber es wird nicht lange dauern, so wird er den Grund und Boden untersuchen müssen, auf dem das Haus steht, und den Besitztitel zu prüfen anfangen. Die alten apologetischen Hauptfragen werden sich wieder einstellen, die Ritschl glaubte mundtot gemacht zu haben. So ist es schon Manchem ergangen, während umgekehrt von einer bedeutenden apologetischen Wirkung der Ritschlschen Theologie in weitern Kreisen meines Erachtens wenig zu spüren ist. Diese Theologie hat überall — das zeigt die Geschichte ihrer Verbreitung, und das ist auch dem Verfasser nicht entgangen — die Orthodoxie der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts zu ihrer Voraussetzung, und sie hat auf solche entscheidend gewirkt, die mit der Orthodoxie in der Anerkennung des absoluten Charakters des Christentums einig waren und blieben, aber sonst die Fesseln dieser Denkweise drückend empfanden. Dennoch will ich nicht verkennen, daß überall dort, wo ein gewisser Skeptizismus in Bezug auf das theoretische Welterkennen herrschend geworden ist, die Ritschlsche Theologie als das geistige Komplement zu einer gern festgehaltenen Kirchlichkeit Dienste leisten kann.

Was dann Ecke in Hinsicht auf die Ueberlegenheit des Ritschlschen Standpunktes gegenüber dem modernen Rationalismus ausführt, liest man mit besonderm Interesse. Endlich einmal erkennt die Orthodoxie an, was einst gewiß als die Hauptwirkung der Ritschlschen Theologie in den Annalen der protestantischen Kirchengeschichte verzeichnet stehen wird: Ritschl hat den spekulativen Rationalismus innerhalb der evangelischen Theologie, der sich als das geläuterte Christentum gab, besiegt — besiegt zunächst in dem Sinne, in dem in der Geschichte vorläufige Siege erstritten werden: er hat ihn von der Bühne verdrängt. An sechs Punkten zeigt der Verfasser sehr geschickt und eindrucksvoll die Ueberlegenheit der Ritschlschen Ausführungen (Sündenvergebung, Identität der Person Christi und des „Heilsprinzips," christliche Gemeinde, Lehre von der Sünde und Schuld, Wunderfrage, Theismus). Ich würde aber vor allem hervorheben, daß die Ritschlsche Theologie durch das höhere Maß geschichtlicher Einsicht den spekulativen Rationalismus, der zögernd auf die wirkliche Geschichte einging, überwunden hat. Aber man darf es nicht verschweigen, der Zug der Zeit kam ihr zu Hilfe, und der spekulative Rationalismus ist demgemäß selbst in einer Umbildung begriffen. Wenn er sich die Geschichte angeeignet hat — in einem andern Sinn, als Biedermann es gethan —, wenn er zunächst lauschend und lernend den ganzen Reichtum geschichtlicher Wirklichkeit und individueller Eigenart in sich aufgenommen hat, dann wird er, das steht außer jedem Zweifel, mit sieben Geistern zurückkehren, und es werden keine Teufel sein, sondern starke und lichte Geister. Dann wird noch einmal ein heißer Kampf beginnen, und wenn sich die Ritschlsche Betrachtung der Dinge bis dahin nicht erweitert und nicht ihren exklusiven Offenbarungsstandpunkt ökumenischer gestaltet hat — das Absolute ist nicht das Einzige, und unter derselben Sonne liegen verschiedne Zonen —, wird sie einen schweren Stand haben. Das, was man mit Ecke „spekulativen Rationalismus" nennen kann, muß doch in sich wieder unterschieden werden. Als zeitgeschichtliche Erscheinung, die Geschichte destillirend und ihr bestes Teil wegdestillirend, ist er abgethan. Aber wenn wir über die Geschichte in ihren großen Zügen nachdenken und aus ihr etwas bauen

wollen, sind wir, offenbarungsgläubig oder nicht, doch alle spekulative Rationalisten — kundige oder unkundige, und wiederum bescheidne, verschämte oder unverschämte; denn es giebt unter den Denkenden keine andern Rassen. In Einem aber wird Ritschl siegreich bleiben, und unvergessen wird seine Arbeit gegenüber dem spekulativen Rationalismus alter Art sein: das ist sein Theismus oder, um dies häßliche Fremdwort gut deutsch zu ersetzen, sein Zeugnis vom lebendigen Gott, der nicht mit der Natur verflochten ist, und der Geister erschafft und befreit, damit sie ihn erkennen und sich zu ihm erheben. Aber auch das Andre wird bleiben, daß es keinen Gattungsbegriff, sei es der des Reformators, Propheten, Religionsstifters u. s. w. giebt, unter den man Jesus Christus subsumiren darf. Es giebt vielerlei Offenbarungen, aber für uns giebt es nur einen Meister und Herrn.

Was endlich der Verfasser über Ritschls berechtigte Kritik ungesunder Frömmigkeit ausführt, hat in dieser Zeitung auf so sichern Beifall zu rechnen, daß ich es mir versage, darauf einzugehen. Die Darlegungen zeigen aber so viel Maß und Urteil, daß ihre Lektüre besondre Freude erweckt. Darin stimme ich übrigens dem Verfasser bei, daß Ritschl manches als ungesund bezeichnet hat, was eine zurückhaltendere Kritik verdiente, und daß in der Hitze des Gefechts der pietistischen Orthodoxie Frömmigkeitsmethoden und -anschauungen aufgebürdet worden sind, die höchstens diesen oder jenen Einzelnen treffen. Eines aber trifft die ganze große Gruppe, und sie kann sich dieser Verantwortung nicht entziehen — das ist die niedrige, schlechte, dazu immer noch von kirchenpolitischen Absichten beeinflußte, kenntnislose journalistische Vertretung, die sie sich gefallen läßt. Dazu kommt speziell in Preußen die vollkommne Verflechtung der kirchlich-„positiven" Interessen mit denen einer bestimmten Gruppe der konservativen Partei, die sich auch freiere Geister aus taktischen Gründen gefallen lassen. Bevor das nicht anders wird, ist jeder ehrliche theologische Kampf immer schon im voraus vergiftet, und die Entkirchlichung wird immer größer werden. In das Kapitel von der „berechtigten Kritik ungesunder Frömmigkeit" gehört dieser Thatbestand vor allem; aber der Verfasser ist in Bremen wohl in der beneidenswerten Lage, ihn nicht oder doch weniger zu empfinden.

8

Im Schlußkapitel liegt der mühsamste und originellste Teil der Arbeit des Verfassers. Er hat es überschrieben: „Beachtenswerte Versuche zu einer Umgestaltung der Theologie Ritschls in Annäherung an das unverkürzte biblisch-reformatorische Bekenntnis." Daß es auch eine Ritschlsche Linke und unechte „Schüler" giebt, hat der Verfasser bereits an verschiednen Stellen der frühern Kapitel zum Ausdruck gebracht und die Richtung charakterisirt, in der sie sich bewegen. In diesem Kapitel ist es ihm einzig darum zu thun, zu zeigen, daß an den wichtigsten dogmatischen Punkten innerhalb der Ritschlschen Schule Umgestaltungen hervorgetreten sind, die als bedeutende Annäherung oder sogar als Rückkehr zum positiven Bekenntnis betrachtet werden müssen. Auf Grund einer fast lückenlosen Kenntnis der Sache weist der Verfasser an der Lehre von der Sünde, weiter an den Lehren vom Werk Christi (stellvertretendes Strafleiden), von der Gottheit Christi (Präexistenz), vom heiligen Geist und vom Gebet den Wandel der Dinge auf. In erster Linie steht ihm hier überall Häring, der in den Augen des Verfassers die Schranken Ritschls geradezu überall überwunden und die Methode des Meisters mit dem „unverkürzten biblisch-reformatorischen Bekenntnis" versöhnt hat. Sehr nahe kommen ihm Bornemann, Kattenbusch, Loofs. Auch Herrmann und Kaftan stehen bei dieser Gruppe; aber der Verfasser muß doch urteilen, daß ihre Orthodoxie der Härings nachsteht, soviel Sympathie er auch diesen Dogmatikern, namentlich Herrmann, entgegenbringt. Reischle steht bereits etwas entfernter, und noch mehr Gottschick. Aber auch bei ihnen weist der Verfasser bedeutende Modifikationen der Ritschlschen Theologie im biblisch-positiven Sinne nach, ebenso bei Rade, Lobstein, Scholz und Drews. In den Schriften des Unterzeichneten endlich findet er ebenfalls einige Merkmale solcher.

Vielleicht hält der eine oder der andre Leser eine s… Prüfung für kleinlich oder gar ungehörig. Er thäte dem … fasser damit Unrecht. Dieser ist nicht nur von seinem St… punkt durchaus befugt so zu untersuchen und zu urteilen — … einen sichern Maßstab zu haben glaubt, soll ihn anwenden … sondern auch die Sache selbst fordert eine solche Prüfung. … mehr: Ecke hat, soviel ich sehe, auch materiell wesentlich R… Ohne in den Fehler zu verfallen, die Entwicklung der Ritschl… Theologie in rosigem Lichte zu sehen, hat er nur konstatirt, … dem Thatbestande entspricht, daß nämlich die genannten T… logen wirklich in den erörterten wichtigen Punkten der gem… kirchlichen Lehre näher stehen als Ritschl selbst und ihn … Teil so korrigirt haben, daß das Wort „Korrektur" viel… schwach ist.

Wenn dem so ist, was bedarf es noch eines Kamp… Muß der Verfasser nicht mit dem Urteile schließen, seine Fre… sollten, statt sich über diese Ritschlianer zu erregen, vieln… ruhig abwarten; denn diese seien auf dem besten Wege, lang… aber sicher zu ihnen zurückzukehren. Hat er nicht Ursache, … dem trostreichen Urteil zu schließen: diese Ritschlianer haben … nur religiöse Positionen, die Ritschl aufgegeben hatte, wi… aufgenommen, sondern sie lassen sogar unter der Hand … lastische Fragen wieder zu und sprengen die Mauer, die Ri… um das gezogen hat, was gewußt werden kann?

Er schließt nicht so, und er hat seine guten Gründe da… Nicht nur, weil neben den ältern Schülern eine Gruppe … getaucht ist, die ihm viel unsympathischer ist als der Mei… und gegen die sich die ältere doch nicht sicher abgrenzt, sond… vor allem weil er bei allen Ritschlschen Schülern (mit A… nahme Härings?) etwas vermißt, was ihm die Hauptsache … Sie alle schätzen wie Ritschl die Bibel „nur" um ihrer geschi… lichen Ursprünglichkeit willen als Quelle für die christl… Glaubenslehre und „wollen ihr die Autorität aus Offenbar… nicht zugestehen." „Für die christliche Gemeinde aber, fügt … hinzu, hat das Zeugnis des Christum verklärenden Parakle… Offenbarungswert." Es handelt sich, kurz gesagt, um das … spirationsdogma und demgemäß um die Unterwerfung … Dogmatikers unter jede Schriftlehre, oder, wie Ecke eu… mistisch sagt, unter das apostolische Bekenntnis von Christ… Gemeint aber ist die Bereitschaft (s. die Ausführung S. 31… alle Schriftlehren anzuerkennen, nirgendwo ein Non liquet a… zusprechen, zeitgeschichtliche und relative Betrachtungen ein… auszuschließen und die historische Kritik abzudanken.

Mit vollem Recht erkennt der Verfasser, daß Ritschl t… seines starken Biblizismus doch so nicht gesonnen war, und … seine Schüler, auch die konservativsten, so nicht denken. Ja … Verfasser müßte geradezu das Paradoxon konstatiren — … doch keines ist —, daß der Einfluß der historisch-kritischen u… religionsgeschichtlichen Betrachtung der Bibel über Ritschl hina… auch bei solchen im Steigen begriffen ist, die materiell an wi… tigen Lehrpunkten der überlieferten Auffassung näher ste… oder ihr doch mehr abzugewinnen vermögen als Ritschl.

Das Dogma vom Neuen Testament, wie es nicht oh… Grund genannt worden ist, wird in der wissenschaftlichen The… logie im Sinne der exklusiven Inspirationslehre nicht me… wieder aufleben, im Gegenteil, es wird in der Zukunft n… sichrer durch die geschichtliche Betrachtung abgelöst werde… Wenn der Verfasser hier auf allmähliches Entgegenkomm… hofft, so hofft er, wenn nicht alles trügt, vergeblich. Aber d… schließt keineswegs die Zuversicht aus, daß man, in der Sache fo… schreitend, den neutestamentlichen Formen und Ausdrucksmitte… des christlichen Glaubens ein größeres Verständnis entgegenbringe… wird, als Ritschl ein solches möglich war. Vielleicht wird d… Weise, in der das geschehen wird, den Verfasser nicht ganz b… friedigen; denn anders nimmt sich das aus, was sich als Da… legung des Inhalts einer absoluten Urkunde giebt, anders, w… der wirklichen Geschichte als nachzuempfindendes Leben u… wirksame Kraft entströmt. Aber der Verfasser kennt selbst di… Quelle sehr wohl; er scheut sich nur, sie rein fließen zu lasse… und er will jene andre Methode nicht aufgeben, weil nur … direkt aus dem Geschichtlichen ins Allgemeingiltige und Do… matische führt, d. h. zum Glaubensgesetz. — Freuen wir un…

erdessen, daß, wie der Verfasser gezeigt hat, es doch in der testantischen Theologie so vieles giebt, in dem wir uns ammenfinden. Vielleicht dürfen wir auch hoffen, daß Ecke, in er einst die Arbeit der neuern historischen Theo- ie ebenso unbefangen prüfen wird wie die der systematischen, h sein Urteil über die ihm jetzt so antipathischen Bemühungen geschichtlich arbeitenden Theologen modifiziren wird. Fehler, h schwere Fehler, werden hier gewiß noch gemacht, und hin her werden „Erklärungen“ dargeboten, die nur verdunkeln; r von solchen Schwankungen, wie sie die systematische Theo- ie noch immer befallen, wird die historische nicht mehr be- ffen werden.

Adolf Harnack

Wie eine evangelische Stadt unkirchlich wurde

Frankfurt a. M. ist die unkirchlichste Stadt Deutschlands, te mir jüngst ein Mann von umfassender Kenntnis und nem Urteil. In der That wird Frankfurt im Kirchenbesuch d kirchlichen Sinn von allen Großstädten im Reich leicht ertroffen werden. Besonders bezeichnend ist, daß die in der adt herrschenden Tagesblätter von kirchlichen Begebenheiten undsätzlich keine Notiz nehmen. Es ist unmöglich, z. B. von chtigern, die Aufmerksamkeit auch nichtkirchlicher Kreise ge- nnenden Vorträgen nur den geringsten objektiven Bericht im eneralanzeiger oder im Intelligenzblatt anzutreffen; da nimmt on eher die Frankfurter Zeitung bei ihrer wahrlich nicht kirchen- undlichen Gesinnung Notiz davon.

Wie wurde das evangelische Frankfurt unkirchlich? Denn ist waren doch auch hier die Gottesdienste gefüllt und kirch- he Sitte eine Macht. Gewiß hat das Jahr 1848 seine tiefe nerliche Wirkung gethan. Aber der äußere Verfall der Kirch- hkeit läßt sich ziemlich genau datiren: nämlich auf den 2. onntag nach Trinitatis, den 14. Oktober des Jahres 1866.

Die freie Reichsstadt Frankfurt a. M. war preußisch ge- orden. Tage voll Mißhandlung und Erbitterung waren vor- ber. Da erhielten am Samstag den 13. Oktober die Pfarrer r lutherischen und reformirten Kirchen durch die vermittelnden nstanzen zur Nachachtung folgenden Erlaß:

> Seine Majestät der König haben nach einer mir soeben zugegan- nen Verfügung mittelst Allerhöchsten Erlasses vom 6. d. Mts. zu ge- ehmigen geruht, daß in den Kirchen der nunmehr mit der Preußischen rone vereinigten Landesteile Frankfurts a. M. die Fürbitte für den andesherrn in derselben Weise, wie es in den Preußischen Landen zur eit geschieht, in das allgemeine Kirchengebet und zwar an Stelle der ir die frühere Landesobrigkeit üblich gewesenen aufgenommen werde.
>
> Die betreffende Fürbitte lautet:
>
> „Vornehmlich laß deine Gnade groß werden über den König unsern errn, über die Königin, seine Gemahlin, über die Königin-Witwe, über en Kronprinzen und seine Gemahlin, über sämtliche Königliche Prinzen nd Prinzessinnen und alle, die dem Königlichen Hause anverwandt und ugethan sind. Erhalte sie uns bei langem Leben zum beständigen Segen und christlichen Vorbilde. Verleihe unserm Könige eine lange nd gesegnete Regierung, ein weises Herz, Königliche Gedanken, heilsame Ratschläge, gerechte Werke, einen tapfern Mut, starken Arm, verständige nd getreue Räte, sieghafte Kriegsheere, getreue Diener und gehorsame Interthanen, damit wir noch lange Zeit unter seinem Schutz und Schirm in geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“
>
> Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich ganz ergebenst zu ersuchen, iervon die entsprechende Benachrichtigung an **alle** hiesigen zuständigen Kirchenbehörden gefälligst ergehen zu lassen, und dieselben so zu be- chleunigen, daß schon bei dem **nächsten** Sonntags-Gottesdienste das eue Formular zur Fürbitte für die Landesherrschaft 2c. bereits zur Anwendung gelangt.
>
> Frankfurt a. M., den 12. Oktober 1866.
>
> Der Königliche Zivil-Kommissarius
> Landrath
> gez. von Madai
>
> An den jüngern Bürgermeister Komtur und Ritter Herrn Forsboom Hochwohlgeboren hier*)

Irgendwelche Beratung der Angelegenheit im kollegialen Kreise war bei der Kürze der Zeit nicht möglich. Auch verstand sich von selbst, daß nach erfolgter Annexion die Pfarrer weder im Recht noch im Evangelium eine Hinderung finden konnten, sich dem Befehl zu fügen. Die Folge war aber, daß nicht nur während des Gebets die Teilnehmer am Gottesdienst vielfach demonstrirten, sondern daß Hunderte von bisherigen treuen Kirchengängern seitdem die Kirche nicht wieder betreten haben. Hierfür sind mir die von einander unabhängigen Aussagen politisch und kirchlich ganz verschieden gerichteter Männer die zuverlässige Gewähr.

Seitdem sind einunddreißig Jahre vergangen. In manchen altfrankfurtischen Herzen und Häusern ist 1866 noch nicht verwunden, auch ist Frankfurt seiner Art nach inzwischen keine preußische Stadt geworden: aber im großen und ganzen hat sich die Bürgerschaft mit der damaligen Wendung der Dinge heute ausgesöhnt. Darum darf man, um der moralischen Nutzanwendung willen, wohl an die alten Geschichten rühren. Welches ist aber die Nutzanwendung, an der uns liegt?

Der preußische Staat hat durch die mitgeteilte Verordnung auf das kirchliche Leben einer evangelischen Stadt offensichtlich lähmend gewirkt. War das nötig? Nein.

Nötig und recht war die Einfügung der Fürbitte für den König von Preußen in das Kirchengebet nach der Annexion. Diese aber konnte sehr wohl in schonender Weise geschehen und in einer Formulirung, die den berufnen kirchlichen Instanzen zu überlassen war. Das Frankfurter Kirchenwesen blieb laut Friedensvertrag durch die Annexion unberührt. Nicht einmal der Summepiskopat des Landesherrn über die lutherische Gemeinde wurde damals festgestellt; noch nach der Annexion ist ein lutherischer Pfarrer gewählt und berufen worden, ohne daß eine Bestätigung durch den König erfolgt wäre. So hätten von Rechts wegen die Konsistorien der lutherischen und reformirten Gemeinden die Fürbitte zu verfügen gehabt; den Wortlaut und die Art ihrer Einfügung mußten sie, ebenfalls nach bestehender Ordnung, den Pfarrern anheimgeben. Es durfte dabei sehr wohl des alten Staates gedacht werden, mit dem die Kirchen bis dahin verwachsen waren; darnach war der neuen Obrigkeit zu geben, was wir als Christen aller Obrigkeit schuldig sind. Der Genius loci, die Stimmung der zur Anbetung versammelten Gemeinde, die Heiligkeit des Gottesdienstes an sich war zu berücksichtigen und zu schonen. Aber möglichst rauh, rücksichtslos und verletzend ging „der Staat“ vor. Polizeipräsident von Madai, ein wohlwollender Herr, empfing unmittelbar nach Erlaß der Verfügung einen der Stadtpfarrer. Sorge um das Bevorstehende hatte diesen zu dem Beamten getrieben, er kam ihm in letzter Stunde Vorstellungen zu machen wegen des Kirchengebets. Herr von Madai war ganz unzugänglich: „Nun erst recht,“ sagte er.

Jenes Fürbittgebet aus der preußischen Agende ist nur an dem verhängnisvollen Sonntag verlesen worden. Gendarmen überwachten die korrekte Ausführung. Seitdem bleibt es jedem Frankfurter Pfarrer überlassen, des Landesherrn zu gedenken, mit welchen Worten er will. Die verscheuchten Kirchenbesucher sind darum nicht wieder gekommen. Die meisten von ihnen werden heute nicht mehr unter den Lebenden sein. Aber die kirchliche Sitte ist seitdem nicht wieder erstarkt. Das moderne Leben überflutet in rauschendem Strom die niedergerissenen Dämme der alten Kirchlichkeit. Eben ist der preußische Staat dabei, den Gemeinden der Stadt durch eine neue Kirchenverfassung zu Hilfe zu kommen. Wir sahen, er hat alte Schuld gut zu machen. Und es ist gewiß aller guter Wille da. Aber Berücksichtigung örtlicher Eigenart, Eingehen auf Sonderbedürfnisse, Schonung einer vorhandnen Mannichfaltigkeit von Bildungen fällt auch dem heutigen Büreaukratismus schwer. Und doch ist das alles mit Straffheit und Strenge der Organisation, die man gern einer starken Regierung danken wird, so wohl vereinbar.

Aber dies war nicht die Nutzanwendung, um die es uns zu thun ist. Es war nur eine Mitteilung, die mit unterlaufen sollte, und zwar, weil sie etwas Versöhnendes hat. Weshalb wir jene alten Geschichten aufrühren? Um der Hannoverschen Pfarrer willen, die jetzt ihrer Aburteilung entgegensehen. Gott schenke den Männern, die den Disziplinargerichtshof bilden, ein klein wenig nur von Seinem Geist, daß sie dem Kaiser geben,

---

*) Der ältere Bürgermeister Fellner hatte am 24. Juli in der Er- regung über die 25-Millionenforderung des Generals von Manteuffel Hand an sich gelegt.

was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist! Es war ein großer Fehler, daß das Hannoversche Landeskonsistorium meinte, die Art der Centenarfeier Kaiser Wilhelms I. reglementiren zu müssen. Wie es die Gesinnung in der Landeskirche und in der Geistlichkeit kannte, mußte sie das Verhalten an diesem politischen Festtage den Pastoren ins Gewissen schieben.*) Nachdem die Verordnung erlassen war, mußte nun freilich jede Abweichung von dem Geforderten als Ungehorsam erscheinen. Aber es ist doch ein ungeheurer Unterschied zwischen Ungehorsam und Ungehorsam. Die Männer haben weder der Kirchenbehörde noch der weltlichen Obrigkeit Ehrfurcht und Ergebenheit versagt, sie haben sich einfach geweigert, etwas zu sagen oder zu thun, was wider ihre patriotische Ueberzeugung war. Man mag ihnen deshalb einen Verweis erteilen oder, wenn es die giebt, schärfere Rüge eintreten lassen. Aber man soll die Gemeinden schonen, die durch eine rein politische Maßregelung ihrer Pfarrer in ihren religiösen Begriffen bis auf den Grund verwirrt werden würden. Man soll etwas lernen aus unsrer Geschichte: „wie eine evangelische Stadt unkirchlich wurde.“

Im übrigen: Prediger des Evangeliums sollten unabsetzbar sein, solange sie sich nicht wider ihr kirchliches Amt und den Geist Jesu Christi versündigen. Die Entscheidung, die demnächst der Disziplinargerichtshof zu fällen hat, darf man schon heute zu den folgenschwersten Ereignissen rechnen, die der evangelischen Kirche Deutschlands in unsrer Zeit beschieden sind. Spricht das Landeskonsistorium (als Kläger und Richter in einer Person) die Amtsenthebung endgiltig aus, so ist dem evangelischen Pfarrer in einer Weise der Charakter eines Staatsdieners aufgedrückt, wie es sich mit seinem Berufe, Verkündiger der evangelischen Wahrheit zu sein, nicht mehr verträgt.

Wir verkennen nicht die schwierige Lage unsrer Konsistorien solchen Konflikten gegenüber. Es steht aber auch für sie geschrieben: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Und wenn ihnen von oben gewehrt wird, dem Anspruch der evangelischen Gewissensfreiheit und der Gerechtigkeit zu genügen, so mag Gott den Männern, die in solchem Amte stehen, den Mut verleihen, die persönlichen Konsequenzen zu ziehen. R

Die neunte Kontinentale Missionskonferenz

2

Zwei weitere Verhandlungen gaben sodann einen besondern Beleg für die Gediegenheit und Sorgsamkeit deutschen Missionsbetriebs (mit dem in diesem wie in fast allen andern Stücken die niederländischen, dänischen, norwegischen, schwedischen, finnischen und französischen Missionen einig sind) gegenüber der englisch-amerikanischen Arbeit, der einerseits katholisirende, andrerseits namentlich methodistische Strömungen einen vielfach unerfreulichen Stempel aufdrücken. Wiederholt klingt es durch die Beratungen wie ein verhaltner Groll wider dies „alte, liebe England,“ das bisherige Musterland evangelischer Mission und das Liebkind vieler deutschen Missionsfreunde. Es ist den wackern Missionsmännern offenbar sehr unangenehm, daß sie gerade in der jetzigen Zeit der Spannung zwischen der deutschen und englischen öffentlichen Meinung mit ihrem Tadel hervortreten müssen, aber um der Wahrheit willen können sie nicht damit zurückhalten. Und in der That, mag man nun Warnecks Bericht über die moderne Weltevangelisationstheorie

*) Ich bemerke ausdrücklich, damit auch der Mißtrauischste mir keine falschen Hintergedanken unterschiebt, daß ich politisch nicht im geringsten mit der welfischen Partei in Hannover sympathisire. Zuweilen haben Berliner Kirchenblätter, denen die Christliche Welt unbequem war, uns als „antipreußisch“ verdächtigt. Die preußische Invasion in mein Heimatland Sachsen lebt nur als freundliche Kindheitserinnerung in mir. Soldat war ich aus großer Vorliebe für preußisches Wesen in Berlin. Diese Vorliebe hat sich ja unter den kirchlichen Erfahrungen der beiden letzten Jahrzehnte abgekühlt. Aber das hat mich nicht gehindert, bei der Centenarfeier von ganzem Herzen unserm Kaiser Wilhelm I. in der Paulskirche die Gedächtnispredigt zu halten. Wie die Christliche Welt zu der Amtsenthebung der Hannoverschen Pastoren steht, darin ist sie sich bewußt, dem Urteil aller rein kirchlich Empfindenden Ausdruck zu geben.

oder Oehlers Darlegungen über das Verhältnis des Missionsschulwesens zum kolonialen Regierungsschulwesen in Betracht ziehen, Grund zu ernsten Klagen und Bedenken giebt vornehmlich das englische Verfahren. Es sind vortreffliche Worte, die Warneck jenen Schwarmgeistern unter ihrer Parole „Diffusion not concentration“ zuruft, wenn er mahnt, „über dem Eilen das Warten und über der eschatologischen Sehnsucht die Nüchternheit nicht zu vergessen.“ Mit Recht klagt er über englisch-amerikanische Selbstgerechtigkeit und Mangel an Nachempfinden andrer nationaler Eigenart. Auch hier klingt wieder der oben schon geschilderte schöne Ton kräftig an: „Das Leben des Christen ist eine missionarische Hauptmacht,“ und was gleichzeitig gesagt wird von der „Ueberschätzung der Predigt in ihrer Wirkung, das findet leider auch in der heimischen Kirche angesichts des „modernen Heidentums unter Gebildeten und Ungebildeten“ viel zu wenig Würdigung. Sollte nicht die mangelhafte Missionskraft der modernen Kirche gerade auch hierauf beruhen? Muß es uns, bei allem sichtbaren Missionseifer der Neuzeit, nicht stutzig und betrübt machen, wenn Zahn gleich bei Beginn der Konferenz feststellt:

Das weitere berechtigte, aber nicht jeder Mission verheißene Ziel, die Gründung selbständiger christlicher Kirchen aus den Heiden, selbständiger im vollen Sinne des Wortes, ist weder von der römisch-katholischen Mission in ihrer vierhundertjährigen Arbeitszeit, noch von der evangelischen in den fast zwei Jahrhunderten, die sie in langsamer Steigung thätig ist, erreicht. Noch weniger ist eine weitere Folge der gegenwärtigen Missionsperiode eingetreten, ich meine die Christianisirung eines Volksganzen, man müßte denn einige christianisirte Duodezvölkchen dafür gelten lassen. Ein sogenanntes christliches Volk ist in den letzten vier Jahrhunderten nicht geboren.

Christliche Persönlichkeiten sind dagegen das einzige Heilmittel, christliche ganze Männer, ganze Frauen! Mit Recht faßt Warneck darum seine Kritik der modernen Weltevangelisationstheorie in das Ergebnis zusammen:

Religiöse Exzentrizität wirkt für den Augenblick mächtiger als religiöse Besonnenheit, aber es ist kein Zeichen christlicher Gesundheit, wenn man das Aufregende für das Gottselige hält und auf unhaltbare theoretische Schlagworte eine Bewegung gründet, von der man die Welteroberung und zwar in dieser Generation erhofft. Auf die Dauer kommt man mit der Nüchternheit weiter als mit dem Enthusiasmus.

Oehlers Bericht legte den Finger auf eine Wunde, die in den letzten Jahren wegen allerlei übertriebner Ansprüche, aber auch übertriebner Befürchtungen in den deutschen Kolonialmissionen brennend geworden ist. Manch einer hatte gewiß erwartet und gehofft, Oehler würde einen geharnischten Protest gegen das ganze Regierungsschulwesen, namentlich gegen die ersten schüchternen deutschen Versuche aussprechen. Doch er kam zu dem erfreulichen Schluß:

Was speziell die deutschen Kolonien betrifft, so ist zwar von deutschen Kolonialpionieren die Forderung der Einführung deutschen Unterrichts in den Schulen auch schon nachdrücklich und mitunter gewiß verfrüht erhoben worden, aber doch dürften wir hoffen, daß die Deutschen für die Notwendigkeit, vor allem einen Grund der Bildung in der Landessprache zu legen, sich ein Verständnis bewahren werden, sodaß hier wenigstens nach einer Seite hin eine Verständigung leicht wäre. . . . Sollten es aber die Verhältnisse mit sich bringen, daß die Missionsschulen an Stelle von Regierungsschulen auch gewissen Ansprüchen der Regierung zu genügen haben, so wird eine solche Ordnung des Verhältnisses anzustreben sein, daß die Mission nur die Verpflichtung übernimmt, gewisse Ansprüche der Regierung durch entsprechende Leistungen zu befriedigen, im übrigen aber sich frei gestalten und entfalten kann.

Aber umso entschiedner verurteilte er, wie alle Andern, das englische Regierungsschulsystem, das z. B. an der Westküste Afrikas und in Indien ganz ungeheuerliche Blüten zeitigt. Von den Engländern gilt am meisten das Wort Zahns: „Die Kolonialregierungen wollen die nationale Schule und Bildung nicht.“ An der Goldküste will man bereits die Landessprache in den Schulen ganz durch das Englische ersetzen! Ja man „läßt die Neger Stücke von Milton oder Shakespeare auswendig lernen.“ Abrichten statt Unterrichten, Verbildung statt Bildung ist die Grundrichtung des englischen Kolonialschulsystems. Aehnliche Klagen wurden auch gegen die Franzosen in Madagaskar erhoben, mit dem Hinzufügen, daß die Römische Mission und die Jesuiten besonders eifrig seien, dieses System kolonialer Dressur für sich auszunutzen. Andrerseits erkannte man auch offen und

udig mancherlei Segnungen des Regierungseinflusses auf die
ule an; man bezeichnete ihn „als mächtigsten Bildungsfaktor
die weltliche Bildung“ der Völker; man gestand zu, daß
zu fachmännisch-pädagogischer Tüchtigkeit der Missionsschulen
e willkommne beständige Anregung biete, daß er die äußere
cht und Disziplin fördere, auch finanzielle Vorteile bringe
durch Pflege der Handarbeit wohlthuend wirke. Solange
Kolonialregierung den Grundsatz „Bildung auf Grund-
e der Volkssprache“ anerkennt, ist ein Zusammengehen des
ssionsschulsystems mit dem Regierungsschulsystem nicht nur
glich, sondern erwünscht. Wenn neben der Volkssprache in
obern Klassen die Sprache des Kolonialvolkes als Unter-
tsgegenstand gelehrt wird, so ist dagegen kein pädagogisch
haltiger Einwand möglich, zumal nicht, wo es den Wett-
pf englischer oder deutscher Sprache im Dienste nationaler
ltur-, Handels- und Kolonialinteressen gilt. Jeder Staat,
es Volk hat das Recht, im Bereich seiner Macht auch seine
teressen möglichst zu fördern; und was den Engländern in
rika recht ist, das sollte man auch unbefangen als den Deutschen
lig anerkennen.

Buchners Ausführungen über die Römische Aggression
d ihre Abwehr verdienten weiteste Kenntnis. Man sieht
einen Abgrund ultramontaner Unduldsamkeit hinein, und bei
geschilderten Taufpraxis ergreift uns schmerzliches Weh ob
frevelhaften Leichtfertigkeit. Unter anderm berichtet Dr. Nott-
t aus seiner Erfahrung:

Der römische Missionar Lievens taufte in einer Woche zehntausend
ls. Er schickte seine Leute in die Dörfer und ließ die Frauen zur
ken, die Männer zur Rechten aufstellen. Vor dem Dorfe angekommen,
g er von seinem Pferde, spritzte Wasser über die Reihen, indem er
verstandne Worte murmelte; am Ende des Dorfes bestieg er sein
rd wieder und ritt davon. Die Leute wußten absolut nichts, zum
il nicht einmal, ob sie auch einen Tropfen Wasser abbekommen hatten.
ese Taufen konnten wir nicht anerkennen.

Die letzten Verhandlungen über den Missionar als
walt der Eingebornen ergaben nichts wesentlich Neues.
it Recht aber sagte man: „es sollte nicht dem Zufall oder
errn Bebel überlassen bleiben, die Fälle Leist, Wehlan, Peters
die Oeffentlichkeit zu bringen.“ Es ist auch jedenfalls im
lle Peters ein großer Fehler gewesen, daß die evangelische
ission ihre öffentliche Verurteilung des Geschehenen erst dann
nd that, als Sozialdemokraten und Ultramontane aus poli-
chen Gründen damit herausrückten. Bemerkenswert ist noch,
ß man aus Zweckmäßigkeitsgründen, und um zu vermeiden,
ß die Missionen als „Querulanten vor die Regierung kommen
üssen,“ den Evangelischen Afrikaverein mit dem Ein-
bornenschutz betraute.

Nur einen Satz D. Zahns können wir hierbei nicht still-
weigend hinnehmen:

Durch die gnädige Vorsehung Gottes ist es so gefügt worden, daß
Viertel der Menschheit unter britischem Szepter lebt. . . Ich glaube,
giebt kein Volk, unter dem es, wie unter dem englischen, ein öffent-
h anerkanntes Axiom ist, daß die einzige Rechtfertigung der Kolonial-
litik ist, wenn die Kolonialmacht zu einem Segen für die Einge-
rnen wird.

Selbst wenn wir das Wort „öffentlich anerkanntes Axiom“ gelten
ssen und nicht als offizielle Heuchelei Englands darstellen wollten,
müßten wir doch aus Englands Kolonialpraxis in dieser Richtung
tschieden die Weisheit entnehmen: Richte dich nach meinen Worten
d nicht nach meinen Thaten! Bilden nicht allein schon die
igen Schilderungen des englischen Kolonialschulwesens eine
lagende Widerlegung der Zahnschen Behauptung? Dazu denke
an an den Opiumhandel, denke an das Vorgehen in Süd-
frika gegen Kaffern, Matabele u. s. w., man denke an Gordons
ntergang, wie ihn England samt seinen Getreuen kaltblütig
erriet, lediglich aus politischer Selbstsucht, ohne Rücksicht auf
s Wohl jener Völker und Länder, die es jetzt aus demselben
runde wiederzuerobern trachtet! „Welch eine Komödie! Wenn
sich nur nicht um Menschenleben handelte!“ schrieb Gordon
oll Erbittrung über seines Volkes politische Heuchelei. Könnte
cht vielleicht Gordons Wort: „Ich hasse Ihrer Majestät
egierung, weil sie den Sudan verlassen, nachdem sie all seine
nruhen hervorgerufen!“ auch sinngemäße Anwendung auf
rmenien finden? — Endlich die indische Hungersnot, die Pest
und das Verhalten der englischen Regierung in diesen Fällen
sowie der bekannte englische brutale Hochmut gegenüber den
Eingebornen: dies alles ist das Gegenteil von Segen für die
Eingebornen durch die englische Kolonialherrschaft!

Fabarius

Das Evangelium in Italien

Erste Hälfte

1

Viermal im Laufe der christlichen Aera ist ernstlich der Versuch gemacht worden, Italienern das reine Evangelium Jesu Christi zu verkündigen: zur Zeit der ersten römischen Gemeinde, zur Zeit der Poveri Lombardi, zur Zeit der Reformation und in unsern Tagen. Von diesen vier Berührungen der Italiener mit dem Evangelium ist die erste, durch den Brief des Paulus an die Römer bezeugte, von verhältnismäßig geringer Bedeutung; denn mag die erste Christengemeinde in Rom ihrer Mehrheit nach aus Heidenchristen oder Judenchristen bestanden haben, sicher ist, daß das italienische Element in ihr nur spärlich vertreten war. Und als dann gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der griechisch-orientalische Charakter der römischen Gemeinde dem lateinischen Platz machte, da hatten sich inzwischen mit dem reinen Evangelium Jesu Christi jene Wandlungen vollzogen, die die Entwicklung der katholischen Kirche anbahnten. Solange es noch ein reines Evangelium Jesu Christi gab, waren in der römischen Gemeinde nur wenig Italiener; und als das italienische Element in der römischen Gemeinde zu überwiegen anfing, gab es kein reines Evangelium mehr.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts finden wir sodann in Mailand die Bewegung der „Armen Lombarden.“ Ihr Ursprung ist, soweit wir sehen, folgender. Schon im elften Jahrhundert scheinen sich die Gilden einiger Gewerbe, z. B. die der Weber, unter dem Namen „Humiliaten“ zu einer religiösen Bruderschaft organisirt zu haben. Legte ein Zusammenschluß von Handwerkern zu gemeinsamen geistlichen Uebungen und zu Liebeswerken an den Armen immerhin schon ein Zeugnis von dem erwachten Drang der Laienwelt nach selbständiger kirchlicher Bethätigung ab, so verlief doch die erste Entwicklung der Humiliaten durchaus noch auf dem Boden streng katholischen Christentums. Eine Opposition gegen das sittlich entartete, üppige Leben des Klerus kam erst um das Jahr 1140 in die Humiliatenkreise, als die Lehren Arnolds von Brescia bei ihnen Boden gewannen. Eine einigermaßen evangelische Fundamentirung erhielt diese antiklerikale Opposition der Arnoldistischen Humiliaten etwa seit dem Jahre 1180 durch ihre Verschmelzung mit den Waldensern. Diese Schüler des Petrus Waldus aus Lyon, die unter dem Eindruck von Matth. 10 als Bußprediger das Land durchzogen, hatten seit ihrer Vertreibung aus Lyon wie in andern Städten so auch sehr bald in Mailand festen Fuß gefaßt, dort eine Schola Waldensium errichtet und verschmolzen hier unter dem Namen „Arme Lombarden“ mit den Arnoldistischen Humiliaten. Wenn in der Folgezeit der italienische Zweig der Waldenser, die „Armen Lombarden“, in viel höherm Maß als der französische Zweig, die „Armen von Lyon“, auf Loslösung von der katholischen Kirche gedrängt hat, so wird man eben darin noch ein Nachwirken des Arnoldistischen Sauerteiges sehen dürfen. Auch an Missionskraft sind die italienischen den französischen Waldensern überlegen gewesen: abgesehen von ihrer Missionsthätigkeit im Süden Deutschlands haben sie in ganz Oberitalien bis nach Savoyen hinein und ferner in Apulien und Kalabrien sich ausgebreitet. Ihre Anhänger haben sich hier bis ins sechzehnte Jahrhundert gehalten.

Zu klarer Einsicht in evangelisches Christentum hat es indessen die Waldenserbewegung des zwölften Jahrhunderts trotz weitgehendster Polemik gegen die Papstkirche nicht gebracht. Erst von den Männern der italienischen Reformation im sechzehnten Jahrhundert ist evangelisches Verständnis des Christentums erreicht worden. Doch sind es zwei Merkmale, die in charakteristischer Weise die italienische Reformation von der deutschen unterscheiden. Während in Deutschland die Reformation Volks-

sache war, herausgeboren aus der Tiefe des Volksgemütes, emporgetragen durch starken nationalen Zorn über römischen Druck, war in Italien die Reformation im ganzen eine Sache der Gebildeten. Wohl war ihre Ausbreitung nicht gering, denn von Mailand bis Neapel und von Venedig längs der dalmatischen Küste bis Korfu finden wir evangelische Kreise. Wohl wurden die verschiedensten Schichten des Volks von der Reformation berührt: in Venedig waren Edelleute und Handwerker, Kaufleute und Juristen, Aerzte und Schulmeister unter denen, die sich dem Evangelium zuwandten, und in einer Geschichte Neapels aus jener Zeit heißt es:

> Man sah ganz geringe Handwerker von dem Gelüste ergriffen, über Gegenstände dieser Art (den Fall des Menschen, die in Christo angebotne Gnade) zu sprechen oder die Briefe des heiligen Paulus auszulegen; und die Reformation macht täglich neue Fortschritte, sich im Königreich Neapel zu verbreiten, wie sie es in den meisten Gegenden Italiens bereits gethan hat.

Aber zu einer Sache, die wie mit elementarer Gewalt das ganze Volk ergriffen und bis ins Innerste erschüttert hätte, ist die Reformation in Italien nie geworden. — Ein zweiter charakteristischer Unterschied von der deutschen Reformation ist der, daß der Humanismus auf die Entfaltung der italienischen Reformation von entscheidenderem Einfluß gewesen ist als die Gewissensfrage: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, aus der die deutsche Reformation geboren ist. Nicht als ob es an tief religiösen Aussprüchen der italienischen Reformatoren fehlte! Ein Ochino ist auf demselben Wege zum Evangelium gelangt wie Luther; auch er hat sich redlich mit Möncherei gequält und konnte ausrufen: „Herr, wenn ich jetzt nicht selig werde, so weiß ich nicht, was ich mir noch anthun soll“ — bis er dann einsah, daß es auf diesem Wege der Werkgerechtigkeit doch nicht ginge. Ein Aonio Paleario hat den rechten evangelischen Grund des Heils gefunden; denn er erzählt: „Eines Tages fragte man mich, welches der Hauptgrund sei, auf den sich der Glaube der Christen stützen müsse. Ich antwortete: es ist Christus; Christus der erste, Christus der zweite, Christus der dritte Hauptstützpunkt des Glaubens.“ Und was für einen tiefen Eindruck muß doch die christliche Wahrheit auf den unglücklichen Francesco Spiera gemacht haben, daß ihre Verleugnung ihm zur unvergebbaren Sünde wurde, an der er innerlich und äußerlich zu Grunde ging! Trotz zahlreicher echt christlicher Aussprüche wird man aber doch nicht verkennen können, daß die italienische Reformation im ganzen auf einen andern Ton gestimmt ist als die deutsche: nicht die religiöse Frage mit ihrem Ringen nach Seligkeit, sondern ein edler Humanismus ist der Faktor, der die besten Geister des damaligen Italiens zur Reformation getrieben hat. — Immerhin war es eine sehr hoffnungsvolle Saat, die in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts über ganz Italien ausgesäet war. Da kam das Unglücksjahr 1542 mit der Bulle Pauls III. Licet ab initio, die die Inquisition nach spanischem Muster organisirte. Paul IV. und Pius V. sind die Päpste, die dafür gesorgt haben, daß die ganze hoffnungsvolle Aussaat des Evangeliums in Italien vernichtet wurde. Es ist der italienischen Reformation gegangen wie der schönen Schrift, die sie hervorgebracht hat, dem Beneficio del Jesu Cristo. Damals war das Buch in etwa vierzigtausend Exemplaren auf der Halbinsel verbreitet, die Inquisition hat sich aber seiner bemächtigt und es so vollkommen ausgerottet, daß man dreihundert Jahre lang die Originalausgabe nicht kannte, bis 1855 in Cambridge eine solche wieder gefunden wurde. Aehnlich ist es auch der Reformation selbst gegangen. Es war damals ein schöner Anfang zur Evangelisirung Italiens gemacht, dann kam die Inquisition und hat so aufgeräumt, daß dreihundert Jahre lang von einem „Evangelium in Italien“ nicht die Rede sein konnte.

2

Heute sind vor allem zwei Kirchen zu nennen, die sich mit der Evangelisation Italiens beschäftigen: 1. die Waldenserkirche, 2. die Chiesa evangelica italiana. Bis zum Jahre 1848 war von einer missionirenden Thätigkeit der Waldenserkirche in keiner Weise die Rede; kaum daß die Waldenser, die in der Reformationszeit dem Kalvinismus sich angeschlossen hatten, in

den sogenannten Waldenserthälern, in den kottischen Alpen a Fuß des Monte Viso, geduldet wurden. Aber durch Dekret vo 17. Februar 1848 wurde im damaligen Königreich Sardinie Kultusfreiheit gewährt. Von da an hoben sich die Gemeinde in den Waldenserthälern selbst bedeutend, sodaß im Jahre 188 die Thalleute 12000 Evangelische zählten, Tagesschulen (Gyn nasien, Elementarschulen, Seminare) mit 5000 Schüler dazu drei Hospitäler, ein Waisenhaus und eine theologisc Schule besaßen. Zugleich aber wurde von jenem Augenbli an die Waldenserkirche zur Missionskirche. Mit der schrit weisen Befreiung Italiens 1859 und 1870 erweiterten si auch die Grenzen des Missionsgebietes, und als 1870 dur die Bresche an der Porta pia die italienischen Soldaten a Sieger in die Stadt des Papstes einzogen, da ging ein Wa denser Kolporteur, die Bibel in der Hand, mit in ihren Reih und hielt ein paar Tage darauf zum erstenmal in der Haup stadt des neuen Reiches evangelisch-italienischen Gottesdien Seitdem hat die Waldenserpropaganda die ganze Halbinsel w mit einem Netz evangelischer Gemeinden überzogen.

Das ganze Missionsgebiet zerfällt in fünf Distrikte: 1. Pi mont, Ligurien, Nizza; 2. Lombardei, Venedig, Emilia; 3. Toskan Sardinien; 4. Rom, Neapel, Marken, Abruzzen, Apulien, Kal brien; 5. Sizilien. Ueber dieses Gebiet verteilen sich 49 Kirche 43 Stationen und 5 Diasporaorte. Aber die Verteilung üb die verschiednen Distrikte ist eine sehr ungleiche. Der dritte u vierte Distrikt nämlich, der seiner Ausdehnung nach die ganze lan gestreckte Halbinsel umfaßt von Toskana bis Kalabrien, enthä verhältnismäßig nur wenig Stationen (9 Kirchen und 7 St tionen); dagegen hat die Missionsarbeit in Piemont, der Lon bardei und Sizilien einen bessern Erfolg zu verzeichnen (34 Kirche 37 Stationen). Was die Größe der Gemeinden angeht, so war im Jahre 1896 im ganzen 5419 Personen als richtige Gemeind glieder eingeschrieben. Von über 200 Seelen pflegt der son tägliche Gottesdienst besucht zu sein in Turin, Nizza, Genu Mailand; von über 100 Personen in Ivora, Venedig, in de beiden Kirchen von Florenz, in Rio Marina, in Rom, Neape Rocca, Messina, Catania, Vittoria, Riesi und Palermo; von etw 50 Personen in Susa, Aosta, Champ de Praz, Mailan (zweite Kirche), Lugano, Verona, Brescia, Schiari, Bari, Syraku Modica und Grotte.

Die Verwaltung ist in der Weise geregelt, daß die alte Waldensergemeinden der kottischen Alpen unter einer Art Kon sistorium, der sogenannten Tafel, stehen, das fünf Mitgliede umfaßt, dagegen das ganze Missionswerk in Italien unter de „Evangelisationskomitee“, das sich aus einem Präsidenten un sechs Mitgliedern zusammensetzt. Der Einigungspunkt zwische „Tafel“ und „Evangelisationskomitee“ ist die jährlich im Sep tember stattfindende Synode, an die beide Körperschaften ih Berichte zu erstatten haben, und von der sie neu gewählt werde Von den Gemeinden wird die Synode in der Weise beschic daß auf je vierhundert Glieder ein Deputirter kommt.

Die Art, wie es zur Begründung einer Waldensergemeind kommt, ist folgende. Zuerst durchziehen Bibelkolporteure ode „Evangelistenkolporteure“ das Land, die zugleich mit der Ver breitung der Bibel den Auftrag haben, darauf zu achten, da sie auch wirklich gelesen wird. Finden sich dann an einem O ein paar Leute, die den Wunsch haben, der Waldenserkirc näher zu treten, so sendet das Komitee die „Evangelisten,“ di oft unter den allerprimitivsten Verhältnissen mit der evangelische Verkündigung beginnen. Ehe diejenigen, die den Wunsch aus sprechen, evangelisch zu werden, als richtige Gemeindegliede aufgenommen werden, haben sie als Katechumenen einen Lehr kurs durchzumachen. Wenn dreißig richtige Gemeindegliede beisammen sind, so kann die Predigtstation in eine „Kirchen gemeinde“ verwandelt werden, die das Recht hat, die Distrikts konferenzen zu beschicken, und die dann von einem ordinirte Pastor oder von einem „Lehrerevangelisten“ bedient wird.

Ein besonders wichtiges Mittel der Propaganda sind di Schulen. Die Waldenser haben deshalb nicht nur in alle größern Gemeinden Sonntagsschulen eingerichtet, die von 337 Kindern besucht werden, sondern sie haben auch Elementar Tages- und Abendschulen. Auf die fünf Distrikte kommen ein

dreißig Tagesschulen mit 2685 Schülern. Doch ist die teilung eine sehr ungleiche: relativ die meisten Schulen be- en sich im ersten (Piemonteser) Distrikt, relativ am besten ucht sind dagegen die Schulen im fünften (Sizilianer) Distrikt. fünfzehn Abendschulen sind von 615 Schülern besucht, denen auch wieder auf Sizilien allein 438 entfallen.

Aus den statistischen Nachweisen über die Kirchen- und hulverhältnisse geht hervor, wie viel bessere Fortschritte die angelisation in Sizilien als im übrigen Italien gemacht hat. ist eine merkwürdige Fügung, die sehr außer aller mensch- en Erwartung gelegen hat, daß gerade Sizilien, das in den ten Dezennien so viele ökonomische und politische Krisen hat chmachen müssen, in besonderm Maß zu einem Stützpunkt Evangeliums in Italien geworden ist. Gebe Gott, daß Erweckung zum Evangelium von Sizilien aus nun auch das in Aberglauben und Unglauben versunkene Mutter- d käme! W H

Moderne Kunst und München 1897

1

Es ist mir dieses Jahr eigeng egangen mit München. st den ganzen Tag hatte ich im Glaspalast zugebracht. h war mit großen Erwartungen gekommen, denn von der sstellung ist in der That viel Wesens gemacht worden, und s die vorjährige Ausstellung bot, konnte die zuversichtlichsten ffnungen auf die Weiterentwicklung der modernen Kunst ben. Aber als mich die Dunkelheit eines Regentages zwang, n Glaspalast zu räumen, ging ich nur halb befriedigt von nnen. Ich hatte fast überall den Eindruck des Guten, aber Wände sahen mich gar zu solid und gleichmäßig an, enn ich von einem Saal in den andern trat. Wer alle Jahre mmt, ist immer auf angenehme Ueberraschungen gefaßt und mmt zustimmend und protestirend eine Anzahl von schlagenden ildern mit hinaus ins Alltagsleben.

Während ich so meine Gedanken zu sammeln und zu klären chte, fielen mir die Theaterzettel ins Auge. Das Theater n Gärtnerplatz gab heute „Die versunkne Glocke“ von Ger- rt Hauptmann. Von der modernen Kunst zur modernen tteratur: es war mir gerade recht, wieder einmal modernstes ben, modernste Gedanken und Weisheit zu kosten.

Der Vorhang hob sich. Eine Fee saß am Brunnquell, phantasirte und jubilirte, ich weiß nicht was. Eine Fee — d vor einem halben Jahre saß ich im Opernhaus, und als r Vorhang aufging, war auch ein Märchenkind zu schauen — war in Humperdincks „Königskindern“ — das uns in den auberkreis der Märchenwelt bannen wollte.

Von der Phantasiekunst hatte man sich in München e letzten Jahre hindurch so viel versprochen. Ich hatte mich hon auf ein paar Dutzend Wände voll Phantasiegeburten wappnet, und was zu sehen war, entsprach dem nicht. Die hantasiekunst war so rasch wieder von der Palette ver- hwunden, als sie darauf aufgetaucht war. Aber was ich im laspalast nicht gefunden, im Theater treibt es sein Wesen: ärchenwelt, Phantasie, und zwar bewußte Phantasiekunst, mbolische Kunst. Denn Hauptmanns Märchendrama ist ja chts andres als eine symbolisirende Phantasie über moderne edanken. Schien mir auch das Werk das Unzulängliche nicht m Ereignis zu machen, so war es mir doch eine Genug- uung und eine Bestätigung des Satzes, daß eine überreizte ultur und eine Neues suchende und ahnende Menschheit ins eich der Märchenwelt sich flüchtet, um mit Prometheischem rotz im Reiche des Unmöglichen die Ideale zu erträumen.

Das Publikum verhielt sich sehr kühl. Vielleicht weil das ebotne noch nicht die echte Phantasiekunst ist, oder aber weil as Verständnis dieser sonderlichen Art nur vornehmen, ganz odernen Seelen gegeben ist. Und warum scheinen die Maler, e doch vor den Litteraten die Losung: Phantasie! ausgegeben aben, schon wieder zum Rückzug zu blasen? Vielleicht auch eshalb, weil zur wahren Phantasiekunst nur begnadete Künstler erufen sind? oder weil das Durchschnittspublikum die hohen Werke nicht zu deuten weiß? Ich glaube aus beiden Gründen. Die großen Meister Böcklin und Watts, auch Thoma und Klinger sind und bleiben Phantasiekünstler; Andre ziehen es vor, die Hand vom Pinsel zu lassen, und das Durchschnittspublikum wird auch den großen Meistern gegenüber nicht in die ganze Tiefe dringen. Aber diese Erkenntnis hat das Gros der modernen Künstler doch nicht bewogen, in das Philisterium alter Kunstübung und Praxis zurückzukehren und um des Mammons und der Popularität willen von der neuen Bahn abzugehen. Vielmehr hat die Kraft der modernen Kunst sich doch stärker gezeigt als die des Publikums, das vor Jahren noch protestirend vor den Produkten der neuen Kunst stand, gerade das gebildete Publikum, das sich so gern im Titel des „modernen Menschen“ spiegelt. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß gerade die Gigerl des „modernen“ Menschentums die moderne Kunst am wenigsten verstanden. Modern und Modern ist eben zweierlei. Und doch haben damals beide Teile Recht gehabt, von ihrem Standpunkt aus. Dem Kunst- und Farbensinn des Publikums ist die Kunst selbst vorausgeeilt. Sie hat ja mit ihren Siebenmeilenstiefeln auch manchen ungeschickten Tritt gethan, ist zu tief in die grasgrüne, mohnrote und violette Kreide geraten, aber sie hat eben damit bewußt und unbewußt Aufsehen erregt, man hat sich für sie interessirt, negativ und positiv, man hat den Farbenenthusiasten und Phantasietrunknen durch herbe Kritik Dienste erwiesen, und so ist die moderne Kunst von selbst von links nach dem Zentrum der Wahrheit, der Natürlichkeit gerückt, und darum eben sind dies Jahr so viel gleichmäßig solide, abgeklärte Werke zu sehen. Und andrerseits ist das Publikum aus seiner konservativen Richtung von rechts mehr nach links gerückt, sodaß sich nun Beide besser verstehen können. Das ist der allbekannte Gang der Anpassung, der sich überall vollzieht in der Geschichte. Und darum thut man auch dem Publikum unrecht, wenn man seinen Willen und seine Kraft, die neue Kunst zu verstehen, gar so sehr in Frage stellt. Zum Verständnis der Kunst genügt allerdings ein Rundreisebillet erster Klasse noch nicht, ebensowenig ein paar aufgeschnappte Salonphrasen, und suffisante Leute giebt es immer, die sich breit vor die Bilder hinstellen und Unsinn behaupten oder schlechte Witze machen. Daneben habe ich viele recht andächtige Beschauer gesehen — doch ich wollte ja meiner Unbefriedigung Ausdruck geben und verrate nun doch, daß ich noch befriedigter wurde.

Wie ging das zu? Am zweiten Tage war ich objektiver geworden. Ich war mit Theorien, Vorurteilen, Wünschen gekommen. Ich hatte erwartet, daß der und der Künstler sich so und so weiter entwickle, und hatte dabei vergessen, daß der wahre Künstler und mit ihm eine neue Kunst sich nicht geradlinig entwickelt und nicht gerade auf den Termin einer Internationalen Kunstausstellung mit derselben Sicherheit ein pompöses Werk zustande bringt, wie etwa der fruchtbare Ebers auf Weihnachten seine Romane.

Also ohne Vorurteile müssen wir an die moderne Kunst herantreten. Die alte Kunst ist in gewissem Sinn leichter zu verstehen. Von Jugend auf hat unser Auge sich an ihre Farben und Formen gewöhnt, und man hatte nie gefragt: Sind so die Menschen? Ist so die Natur? Was die Griechen in der Plastik geschaffen, ist eine wohlgefällige Idealisirung der Formen und der Körper. Was das Quattrocento und Cinquecento und seine Nachahmer gemalt und gebildet, ist eine Idealisirung der Natur und der Menschen gewesen mit sympathischer Glätte, die dem Auge leicht eingeht und zu einer Vergleichung mit der Natur nicht in dem Maße herausfordert, wie die moderne Kunst. Diese will keine Farben, die lieblich eingehen sollen, keine Menschen, keine Landschaften, die nur Extrakte sind aus den schönsten Menschen- und Landschaftsexemplaren, sondern sie will Natur und Menschen in ihrer wahren Erscheinung nach Form und Farbe, nach Materie und Geist — und das nennt sie „Naturalismus.“ Und wer vergleichend mit der Wirklichkeit die Menschen und Landschaften an den Wänden des Glaspalastes sich besieht, Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete in Freud und Leid, Wald, Wiese und Wasser, Morgen, Mittag und Abend, Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, der muß doch ehrlich sagen: Tout comme chez nous.

Und darum betrachte ich das, was die Kunst schafft, allezeit als ein Stück des allgemeinen Kulturlebens, und da es der Beruf des Christen ist, an diesem Kulturleben sich zu beteiligen, mitzuarbeiten und die Produkte der Kultur in sich aufzunehmen, zu verarbeiten, negativ und positiv, so ist es ein durchaus verfehlter Standpunkt, das Schaffen der modernen Kunst nur als etwas für die Kinder der Welt Bestimmtes zu betrachten. Jedem Christen müssen die Aeußerungen des Geisteslebens seiner Zeit von höchstem Interesse sein, wenn er sich nicht selbst boykottiren und zu den stabilen Reaktionären schreiben will, über die die Entwicklung der Menschheit hinweggeht. Es ist ein durchaus ungesunder Pessimismus, der in dem Wahne lebt, was aus dem Schoße der Welt hervorgeht, sei nicht aus Gott. Zu einer viel höhern Anschauung, zu einem befreienden Optimismus der Weltanschauung erhebt sich der, der in allem Sein und Werden die Spuren des Geistes, des Gottesgeistes sucht; er wird sie auch überall finden. Wie wir diese Spuren im modernen Leben überhaupt finden, so finden wir sie auch in der modernen Kunst, denn das Prinzip der Wahrheit, der Freiheit, des Naturalismus ist in gewissem Sinne ein religiöses Prinzip.

Es ist der modernen Kunst ergangen wie der modernen Theologie. Die am wenigsten von ihr verstehen, erlauben sich das sicherste Urteil über sie. Jede Aeußerung einer unabgeklärten Künstlernatur wird dem Prinzip der modernen Kunst in die Schuhe geschoben, wie jede Aeußerung eines schrankenlosen Subjektivismus auf das Konto der modernen Theologie gesetzt wird. Moderne Kunst und moderne Theologie haben etwas innerlich Verwandtes — den Trieb nach absoluter Wahrheit, die Tendenz, die Dinge so darzustellen, wie sie sind. Und wie so viele die Verweltlichung der Kirche beklagen, so beklagen auch viele die Verweltlichung der Kunst. Es ist ein weitverbreitetes Urteil, daß die moderne Kunst eine profane Dienerin der Religion sei. Aber das ist eine Unterschätzung des Wesens der Kunst selbst. Die Kunst ist eine Gabe Gottes an die Menschen, eine bildende, veredelnde, befreiende und versöhnende Gefährtin des Menschen. Sie mag noch so naturalistisch sein, immer ist die höchste Kunst die religiöse Kunst, und die Meister, die das höchste Kunstziel erstreben, greifen zu der religiösen Kunst. So haben es Raffael und Michelangelo gehalten, und nicht ohne Zufall sind die besten Bilder der diesjährigen Ausstellung zwei religiöse Werke von Uhde und Stuck. — Nach der religiösen Richtung weist auch das Kunstprinzip des großen Engländers Watts:

> Der Zweck der Kunst kann nur sein die Darlegung irgend eines wichtigen Grundsatzes von geistiger Bedeutung, die Illustration einer großen Wahrheit.

Wer allerdings die Kunstberichte über die diesjährige Ausstellung liest, kann auch heuer wieder die Beobachtung machen, daß vielfach immer noch rein technische Grundsätze zum Wahrzeichen echter Künstlerschaft gesetzt werden. Es wird ein Bild gepriesen, weil es etwa nur aus wenigen Farben eine Skala differenzirender und wieder zusammenspielender Töne ableitet und meisterlich durchführt, z. B. das widerwärtige Bild von Max Slevogt: „Scheherezade.“ Im Enthusiasmus aber für das technische Kunststück wird die geistige Qualität des Bildes beiseite gestellt. Man kann es nicht genug wiederholen: Unsrer modernen Kunstkritik ist der oberste Wertmesser der Kunst abhanden gekommen: der Ideengehalt des Bildes. Doch mehren sich allerdings die Zeichen, daß die Zeit wiederkehren wird, in der man die malerische Qualität eines Bildes als die selbstverständliche Voraussetzung echter Meisterschaft hinnehmen und den Grundsatz aufstellen wird: Ein Meister ist der, der mit meisterhafter Technik uns Ideen, wahre Ideen darzustellen vermag.

Doch lassen wir die moderne Kunst selbst reden: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

So wenig es landläufig ist, das Chaos der ausgestellten Gemälde nach Kategorien ihres Inhalts zu beurteilen, so wird sich die Berechtigung dieser Einteilung doch eben durch unser Kunstprinzip rechtfertigen, daß wahre Kunst nicht ausschließlich nach malerischen Qualitäten, sondern nach ihrem Ideengehalt endgiltig gewertet werden soll.

Damit fällt auch der übliche Einteilungsmodus für uns weg, der sich nach den verschiednen Künstlergruppen richtet, die die Entwicklung der letzten Jahre eben im Kampf um die moderne Kunst gezeitigt hat: Sezession, Luitpoldgruppe und Künstlergenossenschaft. Diese Dreiheit bewegt sich von links nach rechts. Die neugeschaffne Luitpoldgruppe steht in der Mitte, neigt sich aber mehr nach der Sezession, und es ist sehr interessant, mit Bewußtsein von einer Abteilung in die andre überzutreten. Der Unterschied namentlich gegen die Künstlergenossenschaft, die nach Form und Inhalt noch sehr konservativ erscheint, sticht deutlich in die Augen. Und selbst Lenbach soll der Eliteausstellung der Sezession den Vorzug geben.

Ein Neues glaubte man in München zu schaffen durch besondre Betonung des dekorativen Arrangements; doch muß ich offen gestehen, daß ich nicht gerade sonderlich überwältigt wurde.

D K

Bücher und Schriften

(Karl Reinthaler, königlicher Rektor des Martinsstiftes in Erfurt, und seine Familie) Aus dessen Aufzeichnungen und nach eigner Erinnerung dargestellt von Professor Dr. Paul Reinthaler in Weimar. Nebst Porträt. VIII u. 122 S. Hamburg, 1897, Agentur des Rauhen Hauses. 1,60, gebunden 2 Mk.

Von Sohneshand das Lebensbild eines Mannes, der als christlicher Charakter wie als Arbeiter auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit hervorragender Beachtung würdig ist. Karl Reinthaler gehörte zu denen, die durch das Vorbild Johannes Falks in Weimar angeregt wurden, in das materielle und sittliche Elend des Volkes, das der Druck der Franzosenherrschaft und die Kriegsjahre zu Anfang unsers Jahrhunderts nach sich gezogen hatten, rettend einzugreifen und durch ihr Wort und Beispiel weitere Kräfte der Liebe und Hilfe zu entbinden. In Falks Geiste stiftete Reinthaler auch in seiner Vaterstadt Erfurt die Gesellschaft der Freunde in der Not und entwickelte als Gründer und Leiter des Martinsstiftes, an der Stätte der ersten Anfänge Luthers, eine umfassende, reich gesegnete Wirksamkeit in der Pflege und Erziehung der armen, verwahrlosten Jugend. Sein Lebenswerk ist weit über die Grenzen seines engern Wirkungskreises bekannt und gewürdigt worden und hat seinerzeit selbst vom Königsthron die verdiente Unterstützung erfahren. Die Schilderung eines solchen Lebens im unermüdlichen Dienste der Jüngerliebe bedarf schon an sich keiner Empfehlung weiter; Niemand wird sie ohne segensvolle Anregung aus der Hand legen. Dem Theologen und Pädagogen bietet Reinthalers methodische Eigenart besondres Interesse, wie er, auch hier Ansätze seines „geistlichen Vaters“ weiter ausbildend, dem Gesang in der Erziehung eine bedeutende Stellung zuwies, in erster Linie im Religionsunterricht und in den aus dem kostbaren Schatz der gesamten kirchlichen Dichtung und Musik sorgsam und kunstvoll zusammengestellten liturgischen Andachten. So ist er zum hervorragenden Liturgiker geworden und hat auch litterarisch in seiner „Deutschen Liederbibel“ ein bleibendes Denkmal seiner Lieblingsstudien hinterlassen. Auf demselben Wege wie das religiöse suchte er auch das vaterländische Gefühl bei Jugend und Volk erzieherisch und schriftstellerisch zu wecken und zu pflegen. Das Erquickendste ist aber die kernige und lautere Persönlichkeit des Mannes selbst, ein tiefgegründeter evangelischer Charakter voll idealer Gesinnung und doch überall auf das Praktische gerichtet, mit einer Innigkeit und Festigkeit des Glaubens, die in den schweren Prüfungen seines Lebens bewundernswert hervortritt. Die offnen, energischen und doch so freundlichen Züge des beigefügten Porträts blicken den Leser immer aufs neue aus den Schilderungen an.

Der Verfasser hat absichtlich keine methodisch strenge biographische Abhandlung gegeben, sondern in ungezwungner Weise ein lebenswarmes Bild gezeichnet, wie es nur des Sohnes Hand aus eigner Erinnerung zu entwerfen vermochte. Im Rahmen der Familiengeschichte tritt die eindrucksvolle Gestalt des ehrwürdigen Oberhauptes vor uns hin und gewinnt die frischesten Farben durch die kleinen Züge, die einen Charakter am besten zu beleuchten vermögen. Auch des Verfassers Streifblicke auf den eignen Lebensgang werden zu einem dankbaren Bekenntnis, wie des Vaters tiefgehender erzieherischer Einfluß den Weg des Sohnes geleitet hat, und wie sein Geist in dem Kreise der Seinen fortwirkte. Aber es ist eine Pietät voll Wahrhaftigkeit, die in dem Buche die Feder führt und auch am rechten Ort die Stimme notwendiger Kritik nicht unterdrückt. Vielfach finden sich treffende, feine Bemerkungen über allerhand Dinge eingestreut, und ein liebenswürdiger Humor durchwürzt die gewandte Darstellung.

Alles in allem: das geistvoll geschriebne Buch, das übrigens von der Verlagsbuchhandlung sehr schön ausgestattet ist, bietet nicht nur für den theologischen und pädagogischen Fachmann Interesse, sondern ist auch als eine gehaltvolle Lektüre für den Familienkreis warm zu empfehlen. W F

Quittung folgt in nächster Nummer

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt“

Zur Beachtung

Wir bitten um ungesäumte Erneuerung des Abonnements. erste Nummer unsers vierten Quartals ist Nr. 40 vom Oktober; sie wird als Probenummer in stärkerer Auflage ruckt und ist in beliebiger Anzahl unentgeltlich durch die lagshandlung zu beziehen.

D H

Um Mitteilung von Adressen, an welche Probenummern der „Christlichen Welt“ und der „Chronik der Christlichen Welt“ gesandt werden können, bittet die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Volkslieder

für eine oder zwei Stimmen mit Begleitung des Pianoforte

von

Fr. Silcher.

Illustrierte Ausgabe mit sechs Kupferdrucken nach Zeichnungen

von

Theodor Schütz

und in reicher Textumrahmung.

1891. 4. Kartoniert M. 5.—. In Leinwand gebunden M. 6.—.

Einfache Ausgabe ohne Illustrationen und Textumrahmung.

1892. 4. Broschiert M. 2.—. Kartoniert M. 2.50.

Silcher's eigene gemütvolle, zu rzen gehende Kompositionen, stets die Eigenart des beffenden Textes erst recht zur ltung bringen, sind zahlreich dieser Sammlung vertreten. sserdem ist eine Reihe anderer lkslieder aufgenommen. Die chnungen von Th. Schütz sind ır anmutig und passen wie ht leicht etwas zu der Silcher'nen Musik.
(Staatsanzeiger für Württemberg, 23. Dez. 1892.)

Eine wirkliche Prachtausgabe. ir empfehlen diese wahrhaft rz- und augenerquickend ausstattete Volksliedersammlung em echtdeutschen Haus aufs ste. (Die Lyra Jahrg. 15, Nr. 10.)

Die H. Laupp'sche Buchhandng in Tübingen hat hier dem rch Silcher treu bewahrten und rch manche eigene Komposition rmehrten Schatz deutscher lkslieder ein reizendes Denkmal des Wortes edelster Bedeutung setzt.
(Ueber Land u. Meer 1891/92, Nr. 44.)

Wir können dem vorliegenden achtwerk eigentlich gar keine dere Empfehlung geben als es nennen. Die Lieder Silcher's rden allgemein gesungen, und Bilder von Schütz sind Kunsterke von allbekanntem Ruf; ss durch die Vereinigung beider ein Werk eine seltene Festbe entstehen würde, war vorausehen.
(Musik. Rundschau, 1. Febr. 1892.)

Ein prächtiges, künstlerisch sgestattetes Album Volkslieder. f jeder Seite von hübschen, bigen Randzeichnungen eingest, bringt es nicht weniger als der beliebtesten Weisen des eisters in ein- und zweistimmiger nrichtung samt Klavierbegleing. Dazwischen eingefügt sind chs saubere Kupferätzungen nach mutigen Zeichnungen.
(Anzeiger zum Wochenblatt der hanniter-Ordens Ballei Brandenbg. 1893, Nr. 24.)

Mit dieser Ausgabe dürfte en Freunden des Volkslieds in seiner unverfälschten Einfachit und Schlichtheit eine willkommene Gabe geboten sein. In geschmackvoller Ausstattung und mit sechs gut gelungenen Kupferucken von Schütz werden 70 Lieder geboten, die Silcher teils lbst komponirt, teils vortrefflich bearbeitet hat.
(Der Kunstwart 1892, 2. Dez.-Heft.)

Als Vorzüge der vorliegenden Ausgabe sei hervorgehoben, dass die 70 Nummern enthaltende Sammlung durch eine Anzahl von Liedern zu Klaus Groth'schen Texten bereichert ist, die in andern Sammlungen fehlen, und dass die sechs entzückenden Illustrationen in Kupferdruck, sowie die auf jeder Seite des starken Bandes anders gezeichneten Randleisten auch dem Auge einen grossen Genuss gewähren.
(Allg. Musikzeitung 19. Jahrg., Nr. 15.)

Die Zeichnungen des Herrn Schütz sind sehr fein, geschmackvoll und der Kupferdruck musterhaft. Ebenso vortrefflich ist auch der Notendruck. Die Liedermelodien bewegen sich in einem so kleinen Tonumfang, dass auch die beschränktesten Stimmen dieselben bequem singen können. Die prachtvolle Ausstattung macht die Sammlung zu Geschenken sehr geeignet.
(Neue Zeitschr. f. Musik 1892, Nr. 17.)

Die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen hat gegen neunzig der Silcher'schen Lieder in einer ebenso prachtvollen als billigen Ausgabe mit sechs Kupferdrucken nach allerliebsten poetisch komponirten Zeichnungen von Th. Schütz verlegt. Diese mit grossem typographischen Geschmack ausgestattete Sammlung wird wohl in jedem Hause heimisch werden, wo das einfache volkstümliche Lied beliebt ist.
(Neue Musikzeitung 1892, Nr. 11.)

In den Schütz'schen Zeichnungen sind Figuren und Landschaften aufs beste zusammengestimmt. Reizend sind auch die Vignetten, welche die 70 Gesänge umrahmen. Hervorzuheben ist, dass unser Album eine Reihe von Liedern aus Klaus Groth's Quickborn umschliesst, die wir noch in keiner Silcher'schen Sammlung gefunden haben.
(Schweiz. Musikzeitung Jahrg. 32, Nr. 8.)

Es liegt ein zarter lyrischer Duft auf diesen Bildern, die so ganz aus der Stimmung herausgeschaffen sind, der Silcher's Kompositionen selbst entquollen. Dieses Prachtwerk wird sich die Herzen aller erobern, die sich gern dem Reize der in ihrer Einfachheit so ergreifenden Kompositionen Silcher's hingeben. (Allg. Kunstchronik 1892, Nr. 12.)

Wer ein reizendes Geschenk machen will, der lasse sich vorher die Silcher'schen Volkslieder vorlegen. (Hamburger Signale 1892, Nr. 9.)

Einladung

an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach

zum 11. und 12. Oktober

Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag den 11. nachmittags 4 Uhr. Professor D. Reischle aus Halle: „Christentum und Entwicklungsgedanke."

Dienstag den 12. vormittags 9 Uhr. Pfarrer Lic. Eck aus Rumpenheim: „Die Bedeutung der Auferstehung Jesu für die Beurteilung des Christentums."

Die Verhandlungen sind vertraulich. Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 37. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Pietismus und Luthertum; Die dänische Volkskirche — Römische Kirche: Der diesjährige Katholikentag in Landshut; Internationaler wissenschaftlicher Katholikenkongreß; Die Kanisiusfeier in Freiburg in der Schweiz; Die Wahlenthaltung der italienischen Klerikalen; In der Aequatorrepublik — Verschiedenes: Eine neue Aera in China; Eine Christushalle; Vermischte Nachrichten

Preis der einzelnen Nummer: 20 Pfennige

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Württ. Theologe

mit guten Zeugnissen, 30 Jahre alt, 7 Jahre im Kirchendienst, sucht anderweitige Lebensstellung, womöglich in der Inneren Mission. Anträge unter **A. B. 97** erbeten an die Expedition dieses Blattes.

Die von B. Brigl begründete

Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

ist seit 17 Jahren das Lieblingsblatt der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands. Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Tone und sachlich im Urtheile, sucht sie klärend und sammelnd für die **Ideale des Deutschthums** zu wirken, wobei ihr bisher namentlich der Beifall jener Gebildeten im reichen Maße zu Theil geworden ist, die gewohnt sind, mit **eigenem, unbefangenem** Urtheile an die Tagesfragen heranzutreten.

Ihre tägliche Unterhaltungsbeilage bringt nur Originalbeiträge bester deutscher Schriftsteller und gilt als die erste ihrer Art in Deutschland.

Bezugspreis 5 Mk. vierteljährlich.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei gesandt von der

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau, Berlin SW.

Zimmer-Straße 7, I.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübinge

Vom 1. Oktober 1897 an erscheint in meinem Verlage:

Theologische Rundschau

In Verbindung
mit

Achelis in Göttingen, Achelis in Marburg, Baldensperger i Giessen, Baltzer in Weissig, Bassermann in Heidelberg, Baum garten in Kiel, Baur in Münsingen, Bergner in Pfarrkessla (Thüringen), C. A. Bernoulli in Basel, Bertholet in Basel, Bosser in Nabern, Clemen in Halle a. S., Cornill in Königsberg, Deiss mann in Herborn, Dörries in Hannover, Ehrhardt in Paris Fauth in Höxter, G. Ficker in Halle a. S., Frantz in Kiel, Frie in Stockholm, Göhre in Leipzig, Grafe in Bonn, Grützmache in Heidelberg, Gunkel in Berlin, Handmann in Basel, Hans i Augsburg, Hartung in Leipzig, Hegler in Tübingen, Heinric in Leipzig, Holl in Berlin, Jülicher in Marburg, Kaftan in Berlin Kamphausen in Bonn, Kattenbusch in Giessen, Kawerau i Breslau, Kayser in Göttingen, Knoke in Göttingen, Koestlin i Giessen, Kühl in Königsberg, Lietzmann in Bonn, Lobstein i Strassburg i. E., Löhr in Breslau, Mayer in Strassburg i. E., Meinhold in Bonn, A. Meyer in Bonn, Ph. Meyer in Hannover K. Müller in Breslau, Nowack in Strassburg i. E., Pfennigsdor in Harzgerode, Rahn in Hannover-Linden, Reischle in Halle a. S. O. Ritschl in Bonn, Rolffs in Römstedt, Rothstein in Halle a. S. Schmiedel in Zürich, Scholz in Berlin, von Schubert i Kiel, von Schulthess-Rechberg in Zürich, H. Schulz in Berlin Seeberg in Erlangen, Sell in Bonn, Simons in Bonn, Stähelin in Basel, Steuernagel in Halle a. S., Titius in Kiel, Traub i Tübingen, Tröltsch in Heidelberg, J. Weiss in Marburg, Werne in Marburg, Zimmer in Herborn, Zimmern in Leipzig u. A.

herausgegeben

von

Lic. **W. Bousset,**
Professor in Göttingen.

Abonnementspreis für den Jahrgang von 12 Heften Mk. 6.—.

Die „Theologische Rundschau" will die Theologen, die nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang mit der theologischen Wissenschaft stehen, über deren Arbeit und Methode, über die Fortschritte und Hauptströmungen auf den einzelnen Gebieten der Theologie in leicht fasslicher und übersichtlicher Weise unterrichten und auf dem Laufenden erhalten, will sie in Stand setzen, den Fortschritt der theologischen Arbeit im Ganzen zu verfolgen und nach Neigung ausgewählte einzelne Bücher mit wirklichem Einblick in die behandelten Fragen zu lesen.

Weder die „Theologische Literaturzeitung," noch der „Theologische Jahresbericht" können, wie sie ja der speziell wissenschaftlichen Arbeit dienen wollen, dieses Bedürfnis befriedigen, sie dürfen es nicht einmal versuchen, weil sie andernfalls ihren eigentlichen Charakter und Wert verlieren würden. Es ist daher auch ohne weiteres klar, dass die „Theologische Rundschau" keinem dieser Organe Konkurrenz bereiten kann oder will.

Die „Theologische Rundschau" wird über neue Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Theologie Bericht erstatten; und zwar soll diese Berichterstattung nicht in einzelnen zusammenhangslosen Rezensionen erfolgen, sondern soweit möglich eine zusammenhängende und fortlaufende sein. Im Vergleich mit dem „Theologischen Jahresbericht" soll sie im Durchschnitt ausführlicher und eingehender, im Vergleich mit der „Theologischen Literaturzeitung" mehr referirend als kritisirend gehalten werden.

Die „Theologische Rundschau" wird mit besondrer Aufmerksamkeit über die Arbeit auf dem Gebiet der praktischen Theologie berichten. Auch die wichtigsten Erscheinungen aus der religiösen Kunst wird sie berücksichtigen. — Den litterarischen Erscheinungen auf dem sozialen Gebiet, soweit dieselben Religion, Ethik und Kirche berühren, wird sie ein reges Interesse widmen.

Die „Theologische Rundschau" wird auch die wichtigsten Artikel und Aufsätze, die in Zeitschriften erscheinen, in ihren Besprechungen beachten.

Die „Theologische Rundschau" wird schliesslich sich bemühen, auch im Ausland Mitarbeiter zu gewinnen, die alljährlich oder häufiger über die wesentlichen wissenschaftlichen Erscheinungen und Strömungen der theologischen Litteratur ihres Landes, resp. ihrer Kirche berichten.

Die „Theologische Rundschau" wird monatlich im Format der Hefte der „Zeitschrift für Theologie und Kirche," 2—3 Bogen stark, in Antiquaschrift gedruckt, erscheinen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig